

Schriftenreihe Sexuelle Gesundheit und Soziale Arbeit

Band 2

Ursula Christen

SCHWULE SÖHNE – LESBISCHE TÖCHTER

WIE ELTERN DEN WERTEWANDEL ZU HOMOSEXUALITÄT ERLEBT UND MITGESTALTET HABEN

interact

Hochschule Luzern

Soziale Arbeit

Schwule Söhne – lesbische Töchter

Wie Eltern den Wertewandel zu Homosexualität
erlebt und mitgestaltet haben

Ursula Christen

Die **Schriftenreihe Sexuelle Gesundheit und Soziale Arbeit** wird vom Institut für Sozialpädagogik und Bildung der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit herausgegeben. Sie bietet einen Publikationsort für Veröffentlichungen, die einen Beitrag zur Professionalisierung der Sozialen Arbeit in den Handlungsfeldern der sexuellen Gesundheit leisten.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-906036-24-3

© 2017 interact Verlag Luzern

Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

www.hslu.ch/interact

Bilder: Fotolia.de

Korrektorat: Petra Meyer, korrektorium, Beromünster

Gestaltung: Martina Pelosi, Cyan GmbH, Luzern

Druck: edubook, Merenschwanden

Papier: Mondi DNS

Diese Publikation wurde ausschliesslich in der Schweiz produziert.

Bei den verwendeten Bildern handelt es sich um Symbolbilder. Sie zeigen nicht die Personen, die im Buch zu Wort kommen.

Seite

Inhaltsverzeichnis

- 9 Vorwort von Prof. em. Dr. Udo Rauchfleisch
13 Einleitung

17 Stimmen der Eltern – Teil I

- 22 1** **Wie die Eltern von der Homosexualität erfuhren**
22 Kindheit: «Geahnt habe ich es eigentlich schon länger»
27 Jugend: «Sie war nie glücklich mit einer Männerbeziehung»
30 Coming-out-Geschichten: «Das werde ich nie vergessen»
38 Reaktionen der Eltern: «Die Welt ein bisschen stillgestanden»

- 44 2** **Herausforderungen für die Eltern: «Die würden es nicht einmal begreifen»**

- 48 3** **Diskriminierung: «Dort war wieder eine Tunte!»**

- 55 4** **Fazit: «Dass es Staaten gibt, in denen das Todesurteil ...»**

57 Ein umfassender Wertewandel

- 59 5** **Die rechtliche Situation zu Homosexualität**
59 Zivilrecht: Partnerschaftsgesetze und Ehen
63 Strafrecht: Redeverbot, Todesstrafe und mildernde Umstände

- 69 6** **Die Situation in der Schweiz**

- 74 7** **Kinder homosexueller Menschen**
79 Zahlen zu Regenbogenfamilien
80 Wie ist es für die Kinder?

- 83 8** **Vielfalt versus Heteronormativität**
84 Genderrollen
85 Inter*: Zwischen den Geschlechtern
87 Trans*: Die Geschlechter durchquerend

| | Seite |
|--|-------------------|
| Familienrecht – wohin? | 9 91 |
| Meinungsumschwung in der Bevölkerung | 10 94 |
| Das gesellschaftliche Ringen um einen angemessenen Status | 11 97 |
| Diskriminierung auf der einen Seite | 98 |
| Bedrohung der Weltordnung auf der anderen Seite | 103 |
| Stimmen der Eltern – Teil II | 111 |
| Strategien | 12 112 |
| Strategie Abwehren: «Mein Vater würde mich davonjagen» | 113 |
| Strategie Hadern: «Jetzt muss das noch sein?!» | 118 |
| Strategie Grenzen ziehen: «Zähneknirschend wohlwollend» | 132 |
| Strategie Kämpfen: «Das erste Mal in einer Demonstration» | 137 |
| Strategie Frieden finden: «Das macht keinen Unterschied» | 140 |
| Fazit: «Wir haben ihn gern, so wie er ist» | 141 |
| Religion: «Ein dunkles Zimmer, von dem man nicht spricht» | 13 146 |
| Kinder: «Mach dich nicht unglücklich» | 14 152 |
| Von: «Da wusste man sofort, das ist jetzt nichts» | 154 |
| Zu: «Sie kennt auch schon den Vater» | 157 |
| Fazit der Eltern: «Es ändert sich vielleicht langsam in Europa» | 15 164 |
| Quellenverzeichnis | 172 |
| Autorin | 182 |

Vorwort von Prof. em. Dr. Udo Rauchfleisch

Wir gehen heute oft davon aus, Homosexualität stelle kein Problem mehr dar. Bekannte Persönlichkeiten aus Politik, Wissenschaft, Wirtschaft und Kunst outen sich, und viele Staaten bieten Lesben und Schwulen heute die Möglichkeit einer eingetragenen Partnerschaft oder sogar einer regulären Ehe. Ist es angesichts dieser Situation noch notwendig, wie Ursula Christen es mit diesem Buch tut, sich Gedanken über die Beziehungen zwischen lesbischen Töchtern respektive schwulen Söhnen und ihren Eltern zu machen?

Die Antwort lautet: Ja. Es ist sogar sehr wichtig, die Stimmen der Eltern zu hören, welche die Entwicklung ihrer Kinder und deren Coming-out aus nächster Nähe erlebt haben und im Kreis von Verwandten und Freunden selbst ein Coming-out durchlaufen haben, als bekannt wurde, dass ihr Kind homosexuell ist.

Ursula Christen hat Interviews mit Eltern durchgeführt, die unterschiedlich auf die Mitteilung ihrer Kinder, lesbisch oder schwul zu sein, reagiert haben. Anhand dieser Interviews zeichnet die Autorin in überzeugender Weise den Weg des Wertewandels bezüglich Homosexualität über nahezu ein halbes Jahrhundert nach.

Auch wenn es vielfach noch Diskriminierungen und Benachteiligungen von Lesben und Schwulen gibt, wird doch insgesamt eine positive Entwicklung sichtbar. Dies zeigt sich insbesondere, wenn die Eltern ihre Erinnerungen an die eigene Kindheit und Jugend mit der heutigen Gesellschaft vergleichen. Insofern lautet das tröstliche Fazit dieser Studie: «Es ändert sich vielleicht langsam in Europa.»

Es ist beeindruckend, anhand der Interviews in diesem Buch zu erfahren, wie schwer Eltern sich einerseits, auch heute noch, damit tun können, ihre lesbischen

respektive schwulen Kinder zu verstehen, wie sie andererseits aber auch über die Auseinandersetzung mit ihren Kindern zu Vorkämpferinnen und Vorkämpfern in Sachen Homosexualität werden und sich für Akzeptanz und gleiche Rechte von Lesben und Schwulen einsetzen.

Interessant ist auch, dass der Tenor der elterlichen Stellungnahmen nicht nur voller Optimismus ist, vielmehr formulieren etliche Eltern – leider zu Recht – auch ihre Unsicherheit, ob die erreichten positiven Veränderungen angesichts aktueller Entwicklungen bewahrt werden können. Denn bei aller Freude darüber, wie viel im Hinblick auf Gleichstellung bereits erreicht ist, dürfen wir nicht ausser Acht lassen, dass es auch in der Schweiz und in anderen Ländern Gruppierungen gibt, die die positive Entwicklung bremsen oder sogar wieder rückgängig machen wollen.

Eine weitere nicht nur theoretisch, sondern auch für die soziale Realität wichtige Frage von Ursula Christen ist die, wie die zunehmende Akzeptanz von Homosexualität mit einer veränderten Vorstellung von Geschlechterrollen und mit der gesellschaftlichen Wahrnehmung eines männlichen und eines weiblichen Geschlechts einhergeht.

Eine grosse Chance der konstruktiven Auseinandersetzung mit Homosexualität liegt für die Gesamtgesellschaft ja nicht zuletzt darin, dass durch sie traditionelle Vorstellungen der Geschlechter, die sonst oft an der Biologie festgemacht werden, aufgebrochen, hinterfragt und neu gestaltet werden können.

Gleichgeschlechtliche Partnerschaften zeichnen sich bekanntlich durch eine weitgehend egalitäre Rollenverteilung aus. Und zahlreiche Studien zeigen, dass es Kindern, die mit einem gleichgeschlechtlichen Elternpaar aufwachsen, nicht nur an nichts mangelt, sondern dass sie sogar ein erhöhtes Mass an Rollenflexibilität und Toleranz mit auf ihren Lebensweg bekommen.

Bei Menschen, die sich an traditionellen Geschlechtervorstellungen orientieren, werden durch derartige neue Lebensformen allzu oft Ängste und Abwehrreaktionen hervorgerufen. Aber niemand kann solche Menschen davor schützen, eines Tages selber einen schwulen Sohn oder eine lesbische Tochter zu haben. Dann beginnt ein Auseinandersetzungsprozess, der so individuell und vielfältig ist, wie Familien es sind, der aber doch gewisse Muster und Regelmässigkeiten aufweist, die mit diesem Buch aufgezeichnet wurden.

Aus diesem Grund ist das vorliegende Buch von Ursula Christen für uns alle, unabhängig davon, ob wir lesbisch, schwul, bisexuell oder heterosexuell sind, und unabhängig davon, ob wir Kinder haben oder nicht, von grossem Wert, kon-

frontiert es uns doch mit zentralen aktuellen Veränderungsprozessen im Bereich der Geschlechter, deren Vielfalt für viele Menschen verwirrend ist.

Für die Anregung solcher Denkprozesse sei Ursula Christen besonderer Dank ausgesprochen.

Ich wünsche diesem ausserordentlichen Buch einen grossen Kreis von Leserinnen und Lesern.

Basel, im August 2016

Udo Rauchfleisch

Einleitung

Vor einiger Zeit erzählte mir eine lesbische Bekannte, wie viele Jahre es gedauert hatte, bis ihr Vater ihre Partnerin akzeptieren konnte. Dass er sie schliesslich in die Familie integriert und in sein Herz geschlossen habe, zeige sich daran, dass er sich nun an Familienfesten mit ihr über technische Angelegenheiten unterhalte und ihr nach dem Essen einen Schnaps einschenke – ein Privileg, das er ansonsten nur den männlichen Familienangehörigen zukommen lasse. Offensichtlich half es dem betagten Mann, die Partnerin der Tochter bei den Schwiegersöhnen einreihen zu können, um die zuvor als problematisch erlebte Familienkonstellation wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Diese Schilderung führte zur Idee des vorliegenden Buches. Sie zeigt anhand eines alltäglichen Beispiels anschaulich, wie eng die Wahrnehmung von Homosexualität und die Konstruktion von Geschlecht miteinander verwoben sind. Gleichzeitig bringt sie den Werte- und Normenwandel in Gestalt dieses Vaters zum Ausdruck, der viele Jahre benötigte, um die für ihn falsche Partnerwahl seiner Tochter akzeptieren zu können – eine Veränderung der Wahrnehmung und der Weltanschauung, die nicht nur dieser individuelle Vater vollzogen hat, sondern ganze Gesellschaften durchlaufen.

Die Schweiz steckt mitten in diesem Prozess. Er bringt eine tief greifende Umstrukturierung der Lebensformen mit sich, die keineswegs nur homosexuelle Menschen betrifft und deren Auslöser auch nicht homosexuelle Menschen sind. Vielmehr geht es um die ganz grundsätzliche Frage, wie wir in den modernen Gesellschaften Sexualität, Geschlechtlichkeit, Partnerschaft und Fortpflanzung aktuell und in Zukunft organisieren. Die Polarisierung von Männlich- und Weiblichkeit ist im Zeitalter der Geschlechtergleichstellung weder sinnvoll noch auf Dauer haltbar, ebenso ist die Sozialisierung der jungen Menschen auf eine

Ehegründung hin eine Möglichkeit nebst vielen anderen denkbaren Lebensmodellen geworden. Der moderne Mensch hat Mittel und Möglichkeiten erschlossen, um seinem Leben auch andere sinnstiftende Inhalte zu verleihen, als seine Existenz in den Dienst der Reproduktion zu stellen, und in den reichen Ländern haben wir uns enorm viel Lebenszeit von der Natur abgerungen, die ausserhalb von Fortpflanzung und Kindererziehung gefüllt werden will und gefüllt werden muss. All dies bringt Folgen für den Umgang mit Geschlechterrollen, Geschlechtsidentitäten und mit Sexualität.

Dass das Phänomen Homosexualität einen prominenten Platz in der Diskussion dieses umfassenden Wertewandels einnimmt, ist nicht erstaunlich, befindet es sich doch an der Schnittstelle vieler dieser Fragen rund um Geschlecht, Sexualität, Partnerschaft und Fortpflanzung. Homosexualität erfordert und bekommt in der modernen Gesellschaft einen neuen Platz, weit weg von der noch vor Kurzem in allen westlichen Kulturen verbreiteten Wahrnehmung als Krankheit und Vergehen gegen die Sittlichkeit.

Um Homosexualität verständlich in die Geschlechterdebatte einordnen zu können, braucht es eine begriffliche und analytische Unterscheidung von biologischem Geschlecht, dargestelltem Geschlecht (Rollenverhalten), gefühltem Geschlecht und sexueller Orientierung. Unsere sprachliche Vorstellungswelt bietet diese Differenzierung wenig, sondern behauptet vielmehr eine stringente binäre Ordnung der menschlichen Existenz in männlich und weiblich.

Seit der Zweiten Frauenbewegung wird versucht, diskriminierungsfrei und geschlechtersensibel mit der deutschen Sprache umzugehen. Aber ausserhalb feministischer und akademischer Kreise hat sich weder die Schreibweise LeserInnen noch Leser_innen und auch nicht Leser/innen, Leser* oder Leser_innen durchsetzen können, und es hat sich keine Sprechweise herausgebildet, die vorgibt, wie Leser_innen akustisch von Leserinnen oder LeserInnen zu unterscheiden wäre. Zudem festigte die von Feministinnen geforderte explizite Benennung von Leserinnen und Lesern als ungewollten Nebeneffekt die konsequente Einteilung der Menschheit in zwei Geschlechterkategorien.

Als Konsens durchgesetzt hat sich bisher lediglich die häufigere Verwendung von Partizipien wie «die Lesenden» oder von geschlechtsneutralen Nomen wie «Leseublikum». Die weiblichen und männlichen Pronomina rufen dagegen weiterhin klare Assoziationen zum (vermeintlich) biologischen Geschlecht hervor, nicht solche zu sozialen, psychologischen, kulturellen oder gar uneindeutigen Geschlechtern.¹

In diesem Buch wird eine pragmatische Gratwanderung zwischen gendersensibler Korrekt- und sprachlicher Freiheit versucht, und auch wenn es nicht durchgängig gelingen sollte, ist es die Absicht, den engen Rahmen heteronormativer

Zweigeschlechtlichkeit² zu sprengen und am sprachlichen und geistigen Horizont erweiterte Möglichkeiten geschlechtlicher Existenz fassbar zu machen.

Dieses Buch hat Stimmen von Eltern eingefangen: Mütter und Väter lesbischer Töchter und schwuler Söhne schildern rückblickend, wann und wie sie von der gleichgeschlechtlichen Orientierung ihres Kindes erfahren haben, welche Herausforderungen sich dadurch für sie persönlich und für die ganze Familie ergaben und wie sie diese gemeistert haben – oder zu meistern versuchen.

In den erinnerten Geschichten blicken die Eltern teilweise über 40 Jahre zurück und berichten über ihre ganz persönlichen Erlebnisse wie auch über gesellschaftliche Veränderungsprozesse, von denen sie plötzlich und oft unerwartet mitbetroffen waren.

Das Buch beginnt mit den Erzählungen von Müttern und Vätern darüber, als diese erstmals realisiert haben, einen schwulen Sohn, eine lesbische Tochter zu haben; es gibt retrospektiv wieder, welche Gefühle und Gedanken diese Erkenntnis bei ihnen auslöste und welche Probleme für sie dadurch entstanden.

In seinem Mittelteil liefert das Buch Hintergrundwissen zur aktuellen internationalen und zur schweizerischen Rechtslage, zeigt die Pole der gesellschaftspolitischen Diskussion, die sich von Diskriminierung auf der einen Seite zu Bedrohung der Weltordnung auf der anderen Seite erstrecken, und betrachtet den Wertewandel zu Homosexualität als Bestandteil eines umfassenderen Wandels, der die ganzen heteronormativen Annahmen zu Geschlecht brüchig werden lässt.

Der dritte Teil schliesslich zeigt denselben Wertewandel wiederum auf ganz persönlicher Ebene: Hier kommen nochmals die Eltern zu Wort, und zwar insbesondere jene, die sich schwer mit der Homosexualität ihres Nachwuchses taten – und teilweise immer noch tun. Es werden fünf verschiedene Strategien aus den Interviews herauskristallisiert, mit denen Eltern auf die Homosexualität eines Kindes reagieren. Das Buch endet mit einem Blick in die Zukunft, indem es die Kinderfrage der schwulen Söhne und der lesbischen Töchter durch den Blick ihrer Eltern, also der potenziellen Grosseltern, beantwortet.

- 1 In Schweden ist seit einiger Zeit das geschlechtsneutrale Personalpronomen «hen» in Umlauf, das weder als weiblich noch als männlich und auch nicht als sächlich gilt. Für die deutsche Sprache gibt es derzeit nichts Analoges; die von Anna Heger (2013, online) vorgeschlagenen geschlechtsneutralen Personal-, Relativ- und Possessivpronomen «xier», «dier» und «xieser» schafften es bisher nicht in die Wahrnehmung einer breiten Öffentlichkeit.
- 2 Zum Begriff der Heteronormativität siehe das Kapitel «Vielfalt versus Heteronormativität» im Mittelteil des Buches.



Stimmen der Eltern – Teil I



Zwischen Oktober 2012 und November 2014 führten die Erziehungswissenschaftlerin Dorothea Köppel und die Sozialwissenschaftlerin Ursula Christen zwanzig Interviews mit Eltern erwachsener homosexueller Kinder durch.³ Mütter und Väter schwuler Söhne und lesbischer Töchter sind besonders geeignet, um den Wertewandel rund um Homosexualität darzustellen, denn sie

- führten zumeist selber ein heterosexuelles Leben,
- hatten oft bis zum Coming-out ihres Kindes keine Berührungspunkte mit schwul-lesbischen Lebenswelten,
- wurden eine Generation früher, vielleicht noch mit homophoben Bildern sozialisiert,
- erlebten eine längere Zeitspanne, in der das gesellschaftliche Klima sich zugunsten homosexueller Lebensstile wandelte,
- positionierten sich in irgendeiner Form politisch bei der Volksinitiative zur Einführung des Partnerschaftsgesetzes 2005,
- hatten sich spätestens seit dem Coming-out, oft auch schon früher aufgrund von vagen Ahnungen oder konkreten Beobachtungen, mit der sexuellen Orientierung ihrer Kinder auseinanderzusetzen,
- mussten selber eventuell Korrekturen in ihren Weltbildern vornehmen oder gar neue Konzeptionen von Geschlecht entwerfen und
- waren gezwungen, einen Umgang mit dem Thema gegenüber Dritten zu finden.

Die Mütter und Väter wurden durch Aufrufe bei verschiedenen Beratungsstellen, bei homosexuellen Vereinigungen sowie über private Netze gefunden. Mit der qualitativen Forschungsmethode der Grounded Theory wurden die Gespräche fortlaufend ausgewertet und möglichst kontrastierende neue Fälle gesucht.⁴

Die Gespräche wurden in der ganzen Schweiz, meist in den Wohnräumen der Eltern, manchmal an einem anderen Ort mit Privatsphäre durchgeführt. Dabei sind ländliche Regionen wie das Wallis, die Innerschweiz und die Bodenseeregion genauso vertreten wie die Grossstädte Zürich, Basel und Bern, zudem hatten einige Familien ihren Wohnsitz mehrfach gewechselt, sodass grosse Regionen der Schweiz inklusive der Romandie und in einem Fall auch des grenznahen Auslands in den Interviews thematisiert werden.

³ Die Gespräche sind entsprechend gekennzeichnet mit D1-9 bzw. U1-11.

⁴ Diese Vorgehensweise darf nicht mit einer repräsentativen Umfrage verwechselt werden. Eine solche ist zu dem vorliegenden Thema nicht möglich, da die Eltern homosexueller Menschen als Grundmenge nirgendwo ersichtlich oder fassbar sind. Das Theoretical Sampling mit der Grounded Theory half jedoch, das Thema Homosexualität über grosse und unterschiedliche Bevölkerungsteile auszuloten und verschiedenste demografische und familiäre Aspekte einzubeziehen.

Drei der befragten Eltern haben stammen ursprünglich aus EU-Ländern und sind in die Schweiz immigriert. Leider war es trotz vieler Bemühungen nicht möglich, von ausserhalb Europas eingewanderte Eltern homosexueller Kinder für ein Gespräch zu gewinnen.

Dreizehn Gespräche wurden mit Müttern geführt. In fünf davon erzählen die Frauen über ihre lesbischen Töchter und ihr Verhältnis zu ihnen. Eine dieser Mütter definiert sich selber heute als lesbisch und spricht von sich als «Ex-Hetera». In einem anderen Fall konnte eine Mutter gleich über zwei lesbische Töchter Auskunft geben. In sieben Interviews berichten Mütter über ihre schwulen Söhne. Eine Mutter erzählt sowohl über einen schwulen Sohn wie auch eine lesbische Tochter.

Es war etwas schwieriger, aber keineswegs unmöglich, Väter für ein Gespräch zu gewinnen. Drei Väter erzählen die Geschichten, die sie mit ihren schwulen Söhnen⁵ erlebt haben, und zwei die Geschichten mit ihren lesbischen Töchtern. Schliesslich fanden zwei Gespräche statt, in denen die Eltern gemeinsam als Ehepaar anwesend waren und zusammen – in einem Fall über ihren Sohn, im anderen über ihre Tochter – berichteten.

Während es relativ einfach war, über Schwulen- und Lesbenorganisationen stolze, verständnisvolle und offene Eltern zu finden, erwies es sich als sehr viel schwieriger, Mütter und Väter für ein Gespräch zu gewinnen, die sich mit der sexuellen Orientierung ihres Kindes schwertun. Zweimal wurden vereinbarte Interviewtermine kurzfristig abgesagt, und einmal erschien ein Vater nicht zum abgemachten Treffen.

Somit ist klar, dass hier die Sichtweise engagierter, offener und stolzer Mütter und Väter stärker einfliesst, während jene Eltern gar nicht zu Wort kommen, die die Homosexualität ihres Kindes verdrängen und verleugnen oder sich derart schämen und unwohl fühlen, dass sie niemals darüber sprechen würden. Die Studie zeigt jedoch gut, dass auch heute offene und stolze Eltern nicht immer schon solche waren, sondern in teilweise harten inneren und äusseren Kämpfen darum ringen mussten, einen Weg zu finden, ihr Kind trotz der anfänglich oft unerwünschten sexuellen Orientierung zu akzeptieren. Ihnen sei hier für ihre Offenheit und die Bereitschaft, ihr Erleben mit anderen Menschen zu teilen, nochmals ganz besonders herzlich gedankt.

5 Eines dieser Gespräche mit einer Mutter und eines mit einem Vater beziehen sich auf denselben Sohn, da sich ein Ehepaar zeitgleich und getrennt von zwei Interviewpersonen befragen liess.

Die Lebensformen der befragten Eltern widerspiegeln die Vielfalt heutigen familiären Lebens: Fünf Mütter sind vom biologischen Vater des homosexuellen Kindes geschieden und waren teilweise alleinerziehend, ebenfalls sind zwei der Väter geschieden, wodurch einer einen besonders intensiven Kontakt mit seinem bei ihm aufwachsenden Jungen hatte, während der andere durch die Scheidung seine Tochter in der Jugendphase vorübergehend aus den Augen verlor. Eine Mutter ist verwitwet, eine andere war nie verheiratet. In elf Fällen lebten zum Zeitpunkt der Befragung die biologischen Eltern als Ehepaar zusammen.

Die meisten der befragten Eltern berichteten, dass ihr Kind in einer stabilen Partnerschaft lebe, in drei Fällen wurde die Form der registrierten Partnerschaft gewählt. Eines der Frauenpaare zieht gemeinsam ein Kind gross.

Ein Mann und eine Frau möchten – gemäss ihren Eltern – nicht als homo-, sondern als bisexuell bezeichnet werden, beide leben in einer gleichgeschlechtlichen Partnerschaft.

Während also die Studie aufseiten der Eltern eine Vielfalt an Lebensstilen eingefangen hat, zeigt sie aufseiten der Kinder ein eher monotones Bild. Dies liegt daran, dass Eltern vorwiegend dann zu einem solchen Gespräch bereit und in der Lage sind, wenn ihre homosexuellen Kinder in verbindlichen Beziehungen leben, denn sowohl sie wie auch die Söhne und Töchter selber müssen von einer stabilen homo- (allenfalls bi-)sexuellen Identität ausgehen, um sich als «Eltern homosexueller Kinder» angesprochen zu fühlen. So spiegelt das Sample dieser zwanzig Interviews auch wider, dass mit fortschreitender gesellschaftlicher Anerkennung gleichgeschlechtlicher Orientierung insbesondere jene Form von Sexualität enttabuisiert wurde, die der kulturell dominierenden heterosexuellen Rahmung von Liebe und Partnerschaft am ähnlichsten ist. Eine ich-dystone homosexuelle Orientierung, ausgefallene Sexualpraktiken oder polyamore Lebensformen werden in keinem der zwanzig Interviews thematisiert, ebenso lebt zum Zeitpunkt der Befragung keine der lesbischen Töchter und keiner der schwulen Söhne mit dem Zivilstand «in aufgelöster Partnerschaft».

Da die Elterngeneration zu ihrer Auseinandersetzung mit Homosexualität befragt wurde, umfasst die Studie teilweise sehr lange Zeiträume – natürlich immer nur retrospektiv. Die befragten Eltern waren zwischen 40 und 89 Jahre alt, ihre Auseinandersetzung mit der Homosexualität ihrer Kinder dauerte zum Zeitpunkt des Interviews teilweise schon über vierzig Jahre, teilweise erst wenige Wochen. Die jüngsten «Kinder», über die Auskunft gegeben wurde, waren gerade erst mündig geworden, die ältesten gingen selber auf das Pensionsalter zu.

Die Gespräche dauerten rund eine Stunde, sie wurden zumeist in Mundart geführt, anschliessend wörtlich ins Hochdeutsche transkribiert und hier für die bessere Lesbarkeit geglättet. Ein halbstrukturierter Leitfaden diente dazu, einerseits den Eltern viel Raum für ihre Schilderungen zu lassen und andererseits auch jene Themen anzusprechen, die aus Sicht der Interviewerin von Interesse waren.

Auf die Wahrung der Anonymität der Befragten wird grosser Wert gelegt, daher werden die Ergebnisse nicht als einzelne Fallgeschichten vorgestellt, sondern anhand thematischer Kapitel diskutiert. Auf Angaben zu Familienverhältnissen, Berufskarrieren oder Ortschaften wird so weit wie möglich verzichtet.

Mit den Interviews erfasst wurde also die Sichtweise von nahen Zeitzeuginnen und -zeugen sowie Mitgestaltenden des Wertewandels im Bereich Homosexualität während nahezu eines halben Jahrhunderts in der Schweiz.

1 Wie die Eltern von der Homosexualität erfuhren

Alle Gespräche begannen mit der folgenden, sehr offenen Aufforderung: «Erzählen Sie doch bitte, wie Sie die Geschichte mit Ihrem schwulen Sohn /Ihrer lesbischen Tochter erlebt haben, von da an, als Sie zum ersten Mal davon erfuhren oder etwas ahnten oder merkten, bis heute.»

Dieser Einstieg liess die Eltern bestimmen, wo für sie der Beginn dieser Geschichte liegt, ob in der Kindheit, im Jugendalter, im jungen oder fortgeschrittenen Erwachsenenalter, vor vierzig Jahren oder vor wenigen Wochen, und ob er auf Beobachtungen der Eltern beruhte oder auf einer Offenbarung vonseiten des Kindes.

Kindheit: «Geahnt habe ich es eigentlich schon länger»

Etliche Mütter und Väter begannen daraufhin ihre Schilderung in der frühen Kindheit. Das klang beispielsweise so:

«Wir machten uns insofern keine Gedanken weiter ... eigentlich: <keine Gedanken gemacht> ist falsch gesagt. Wir haben ein bisschen angenommen, es könnte sein. Er ist sehr ein Sanfter. Schon im Kindergarten war ihm wichtig, welche Kleider er trug, das musste immer passen. Er hatte Freude, wenn wir zusammen in die Stadt gingen, dann zeigte er mir, was er fände, was mir gut stehen würde. So Sachen, und er spielte viel mehr so feine Sachen. Also weder Waffen noch Autos, aber er war sehr musikalisch, hat sich immer mit Musik beschäftigt, hat viel gelesen, hat gebastelt, er ist ein Sportlicher, also

das schon. Und ja, da dachten wir schon manchmal, er hat ein bisschen eine Seite, bei der wir uns vorstellen könnten – aber noch nicht so konkret.»

Saschas Mutter, Interview U2

«Ich habe einen Sohn, der ist heute 27. Er lebt in einer Beziehung, schon längere Zeit, und ist glücklich. Ich denke, er hat im Moment das, was er sich wünscht. Und das macht mich als Mutter froh. Mein Sohn ist ein besonderes Kind, eigentlich von ganz Anfang an. Er war ein Kind, das viel geschrien hat, das sehr kreativ war, das von seiner Zwillingschwester die Röcke angezogen hat, das mit Puppen gespielt hat, am liebsten mit Barbie.»

Martins Mutter, Interview U4

«Ja, also geahnt habe ich es eigentlich schon länger. Also ich hatte immer das Gefühl, es könnte auf beide Seiten gehen. Weil er war schon früh immer einer, der sich sehr interessierte, wie er angezogen ist. Gut, als Kind kann man es ja nicht so sagen, er strich auch seine Fingernägel und ging so in die Schule.»

Dominiks Mutter, Interview U7

«Ja also, geahnt habe ich es schon immer. Mein Sohn war immer schon, als Kleiner war er ein Kind, das sich nie – was man so sagt: Knaben interessieren sich für Fussball etc. – das hat ihn nicht interessiert. Herumbalgen schon, aber nicht so! Ich arbeite mit Kindern, darum weiss ich, was es heisst, so Bubendynamik, das hatte er nie. Er hatte immer eigentlich, als er so rund zehn war, in dem Alter, hatte er immer sehr gute Freundinnen. Er war sozial gut eingebettet, aber er war immer ein bisschen anders. Er hat sich auch gerne als Kleiner, als Fünfjähriger, am liebsten wie ein Papagei angezogen, also so einfach etwas ... ein bisschen etwas Spezielles. Es ist ein weiches Kind, wie soll man sagen? So ein sonniges Kind, er war sehr ein sonniges Kind. Er ist der Älteste und hat etwas sehr Einnehmendes, auch auf jemanden zuzugehen.»

Sebastians Mutter, Interview U10

Diese Intervieweinstiege sind verblüffend ähnlich, führen sie doch auf direktem Weg zu Geschlechterrollen in der frühen Kindheit. In allen Fällen sind es hier Mütter, die ihre Söhne schon als kleine Jungen aufgrund des Spiel- und Kleidungsverhaltens als «irgendwie anders» wahrnahmen und daraus bereits in der Kindheit eine mögliche homosexuelle Entwicklung in Betracht zogen. In der Regel waren diese Ahnungen sehr vage, sie werden eher als flüchtige Gedanken

geschildert, die zuweilen auftauchten, aber noch nicht zu gezielten Auseinandersetzungen mit dem Thema Homosexualität führten. Bei Saschas Mutter, die in ihrem Freundeskreis schon damals etliche schwule Männer kannte, war die Ahnung immerhin so stark, dass sie mit ihrem Mann früh und offen darüber sprach. Am stärksten ausgeprägt war die Beschäftigung mit der sexuellen Orientierung jedoch bei Martins Mutter:

«Und dann ist immer klarer geworden, dass er etwas Besonderes ist. Und in der Pubertät habe ich dann eine Zeit lang auch noch Angst gehabt, er könnte in die Richtung Travestie gehen, oder dass er sich als Frau fühlt oder nicht ganz sicher ist, ist er Mann oder Frau, und ich habe dann angefangen, mich mit dieser Problematik auseinanderzusetzen, und habe gemerkt, das ist wirklich nicht ganz etwas Einfaches, diese Menschen haben einen ganz schweren Weg, und habe mir dann angefangen zu wünschen, dass das für meinen Sohn dann klar ist. Also dass er weiss, ich bin ein Mann, und er sich auch als Mann fühlt. Und als er das Coming-out hatte, mit 14, habe ich eigentlich schon lange gewusst, dass er auf Männer steht, und er sagt jeweils: «Weisst du, dann habe ich mir allen Mut zusammengenommen, dann bin ich zu meiner Mutter und habe gesagt: Du Mami, ich bin schwul.» Und die: «Ja, ich weiss.» Und das sei bei ihm der Lacher gewesen von seinen Kollegen, weil das konnte kaum jemand glauben, dass das so einfach geht, und ich hab dann nur jeweils gesagt, also ich wollte dann wissen, ob er sich als Mann oder Frau fühlt, weil das war für mich nicht ganz klar. Da hat er klar gesagt: «Ich fühle mich als Mann.» Und da war ich erleichtert. Und zwar nicht, weil ich nicht hätte dahinterstehen können, sondern weil ich weiss, es ist ein anderer Weg. Es war so schon schwer genug, also ich denke, es war für ihn nicht einfach.»

Martins Mutter, Interview U4

Dies ist die einzige Stelle in den zwanzig geführten Interviews, in der über eine unklare Geschlechtsidentität berichtet wird. In allen anderen Schilderungen hatten die Eltern nie einen Zweifel in Bezug auf die Geschlechtsidentität ihres Kindes und wurden auch vonseiten der Söhne und Töchter nicht mit einer unklaren Geschlechtsidentität konfrontiert.

Was die Eltern jedoch oft beobachteten, waren unkonforme Geschlechterrollen. Interessanterweise sind es alles Mütter, die sich aufgrund von Spiel- und Kleidervorlieben bereits früh Gedanken über eine allfällige homosexuelle Entwicklung ihres Kindes machten, und diese frühen Vermutungen bezogen sich ausschliess-

lich auf Söhne. Zwar werden in den Gesprächen auch aufseiten der Mädchen teilweise massiv unkonforme Geschlechterrollen berichtet – so sagt zum Beispiel Muriels Vater in Interview D7: «Mit zwölf konnte sie einen voll beladenen Heuwagen rückwärts in die Scheune fahren» – aber im Gegensatz zu den Knaben führte die Spiel- und Kleiderwahl der Töchter in keinem Fall zu einer sehr frühen Ahnung einer möglichen lesbischen Entwicklung.

Viele Eltern hatten damals noch ganz andere (oder auch gar keine) Vorstellungen und Bilder von Homosexualität, als sie sie heute haben. Ausnahmslos alle interviewten Mütter und Väter gehen heute davon aus, dass es eine, wie auch immer geartete, tief verankerte Veranlagung für die sexuelle Präferenz gibt. Somit ist Homosexualität für sie ein ab Geburt vorhandenes Merkmal der Identität, das sich im Verlauf der Entwicklung irgendwann zeigt und vielleicht durch entsprechende Umweltbedingungen etwas gefördert oder behindert, aber keinesfalls durch Erziehung oder persönlichen Willen grundsätzlich verändert werden kann. Diese Erkenntnis haben sich die Eltern aber erst im Verlauf ihrer Geschichte, gerade in der Auseinandersetzung mit der sexuellen Präferenz ihres Kindes, angeeignet. Damals, als ihre Kinder klein waren, fehlten oft Wissen und Verständnis, um eine homosexuelle Orientierung ihres Kindes überhaupt als Möglichkeit in Betracht zu ziehen. Zudem fällt es den Müttern schwer, diese Ideen, die sie vor vielen Jahren flüchtig gedacht hatten, heute schlüssig zu erklären; Saschas Mutter (die von sich und ihrem Mann sagt: «Wir haben ein bisschen angenommen, es könnte sein ...») versucht im Interview zu erklären, wie sie diesen Zusammenhang zwischen Rollenhandeln und sexueller Orientierung damals hergestellt hatte: Da sie und ihr Mann schon lange in Künstlerkreisen verkehrten und eine Menge schwuler Freunde hatten («durch den Kontakt mit ihnen hat man auch ein bisschen gesehen, wie sie sind»), schlossen sie bei der Beobachtung des Rollenverhaltens ihres kleinen Sohnes auf eine mögliche schwule Identität.

Das Interviewmaterial enthält insgesamt sehr viele Stellen, an denen die Eltern untypische Geschlechterrollen ihrer Kinder schildern und diese in einen Zusammenhang mit Homosexualität bringen. In den allermeisten Fällen handelt es sich um rückwirkende Interpretationen, die die Mütter und Väter aufgrund ihres heutigen Wissens und hervorgerufen durch die Interviewsituation machen, um Spuren einer sich anbahnenden Homosexualität bereits in der Kindheit zu lokalisieren. Die Eltern drücken dabei eine grosse Ambivalenz aus, indem sie einerseits rollenunkonformes Verhalten in der Kindheit als mögliches Indiz für Homosexualität zur Sprache bringen und andererseits gleichzeitig diesen Zusammenhang selber wieder relativieren mit Sätzen wie:

«Es sagt nichts aus und trotzdem muss ich sagen ...»

Saschas Mutter, Interview U2

«Und das scheint mir im Nachhinein ... aber das machen andere Mädchen wohl auch ...»

Monas Mutter, Interview U9

«Und das hat er dann eigentlich relativ früh, also, aber das sind alles so Sachen, die einem im Nachhinein, die aufkamen, die man sah dann ...»

Fabians Vater, Interview D5

Damians Mutter in Interview U6 macht explizit darauf aufmerksam, wie gefährlich solche rückwirkenden Interpretationen über Zusammenhänge zwischen Rollenverhalten und sexueller Orientierung sind, denn schliesslich verhalten sich auch Kinder, die später heterosexuell werden, nicht immer geschlechertypisch, und natürlich erhält man ein verzerrtes Bild, wenn man bei erwachsenen homosexuellen Menschen nach Anzeichen bereits in der frühen Kindheit sucht. Für Damians Mutter ist ganz klar und logisch, dass die sexuelle Orientierung frühestens ab der Pubertät sichtbar werden kann, wenn sich junge Menschen eben für das andere oder für das eigene Geschlecht zu interessieren beginnen.

Dennoch bringen in den zwanzig Interviews auffallend oft Eltern das Rollenverhalten ihres Kindes mit der sexuellen Entwicklung in einen Zusammenhang, und ein paar Mütter zogen bereits in früher Kindheit aufgrund spezieller Kleidervorlieben und unkonformen Spielverhaltens eine schwule Entwicklung ihrer Söhne in Betracht.⁶

Was immer die Eltern beim Betrachten ihrer Kinder damals dachten – in den Interviews von heute finden sich Stellen, die geradezu spiegelverkehrt die verletzten Geschlechternormen thematisieren:

6 Darüber, ob ein solcher Zusammenhang zwischen Geschlechterrollenverhalten und sexueller Orientierung besteht, ist sich auch die Fachwelt keineswegs einig. Fiedler (2004, S. 45) zum Beispiel sieht geschlechtsrollenkongformes oder nichtkongformes Verhalten in der Kindheit als Prädiktor für späteres homo- oder heterosexuelles Erleben. Bosinski (2000) ist der Überzeugung, dass homosexuelle und transsexuelle Männer als Knaben häufiger typische «Sissyboys» waren und homo- und transsexuelle Frauen vermehrt «Tomboys». Eckloff dagegen (2007, S. 30) wirft vielen Studien, die eine Korrelation zwischen Geschlechterrollen und sexueller Orientierung gemessen haben, methodische Mängel und Inkonsistenz in ihren Resultaten vor. Rauchfleisch (2011) und auch Eckloff (2007) machen darauf aufmerksam, dass allzu oft Geschlechterrollen und Geschlechtsidentität vermischt werden.

«Buben sind sonst Wühlmäuse vielleicht eigentlich ... Er konnte an ein Geburtstagsfest in den Wald gehen, und das war dann schon für Buben, wo er auch eingeladen war, und ich vergesse nie mehr, ein Opa sagte einmal: Wahnsinnig! Er wisse nicht, wie wir das machen mit dem Sämi. Der konnte vom Traktor runter und die Latzhose ohne Flecken und nichts ... Aber er hat wohl auch mitgespielt und gewühlt und alles, und er musste auch nie die Hände putzen. Ich finde das so ein wenig ... ein bisschen feminin, einen femininen Zug so ...»

Sämis Mutter, Interview U3

«Michaela ging in die XY-Schule, die sind immer in den Wald, weil die XY-Schule war nicht im Quartier. Wenn ich gewartet habe, und sie sind von der Schule runtergelaufen, Klassengrösse so 20, 24 Kinder, dann sehe ich die runterlaufen, einfach ein farbiger Haufen Zwerge, rot, gelb, grün – und eines braun, eines war immer braun, das war einfach Michaela. Die war nicht imstande, im Wald, das hat man von Weitem gesehen, sie war immer die Schmutzigste. Und dann hat es manchmal geheissen: Du benimmst dich wie ein Bube («du tuesch wie ne Giel»). Aber sie war ein Mädchen, das gerne sich schmutzig gemacht hat («g'mooret het»), und nicht ein Junge.»

Michaelas Mutter, Interview U1

Andererseits gibt es auch Interviewstellen, an denen sehr ausdrücklich sowohl über Mädchen wie auch über Knaben gesagt wird, dass sie sich in nichts von anderen Kindern unterschieden und also auch rückwirkend betrachtet kein irgendwie spezielles oder besonderes Verhalten in der Kindheit zu sehen war. So berichtet Remos Vater in Interview D6, dass sein Sohn als Kind völlig «normal» und unauffällig war, dass er eine typische Bubenrolle innehatte und alles machte, was die anderen Buben in seinem Alter auch taten. Fast deckungsgleich dasselbe findet sich in Interview U8 in den Worten von Deborahs Mutter über die Mädchenrolle ihrer Tochter.

Jugend: «Sie war nie glücklich mit einer Männerbeziehung»

Natürlich beobachteten diese Eltern, die bereits eine eventuelle schwule Entwicklung vage ahnten, ab Beginn der Pubertät besonders aufmerksam die sexuellen Interessen und Selbstinszenierungen ihrer adoleszenten Söhne. Für Sebastians Mutter wäre eine gelingende Beziehung mit einem Mädchen der Gegenbeweis

zu ihren Vermutung gewesen – aber er blieb aus. Je länger das Desinteresse für das andere Geschlecht andauerte und je deutlicher es zum Ausdruck gebracht wurde, desto mehr wandelten sich die diffusen Ahnungen zu einer allmählichen Gewissheit. So erzählt Saschas Mutter weiter:

«Und er wurde älter und älter, und wir sahen einfach noch nichts von Verliebtsein und so ...»

Saschas Mutter, Interview U2

Auch andere Eltern, die bis dahin keinen Grund für Vermutungen zu einer eventuellen Homosexualität hatten, begannen sich, als ihre Kinder ins Jugendalter kamen, aufgrund ausbleibender heterosexueller Interessen Gedanken über die sexuelle Orientierung ihres Nachwuchses zu machen.

«Aber ja, einfach so Sachen, die man als Mutter merkt. Die Reaktionen waren nicht so, wie man sie von einer 16-, 17-Jährigen erwartet. Dass sie stundenlang vor dem Spiegel steht. Schon wenn der Freund anruft, aufgereggt ist. Dann hat sie gesagt: «Ah, ist der Marc», oder was auch immer, aber ohne grössere Emotionen.»

Michaelas Mutter, Interview U1

«Also gemerkt habe ich es eigentlich schon früh. Also früh: 15, 16. Er hat nie eine Freundin («äs Schätzeli») heimgebracht, er hat nie von Frauen geredet. Er hatte wohl Frauenbekanntschaften, und dann fragte ich ihn jeweils so: «Du, bist du schwul?» Einfach so. Dann sagte er: «Nein, Papi.»»

Remos Vater, Interview D6

In vielen der Gespräche werden heterosexuelle Beziehungen und Beziehungsversuche in der Jugendzeit als scheiternd beschrieben:

«Und es wurde nichts daraus, es war nie etwas ...»

Damians Vater, Interview D2

«Sie war nie richtig glücklich mit einer Männerbeziehung.»

Monikas Mutter, Interview D1

«Es hat nie so richtig geklappt.»

Michaelas Mutter, Interview U1

«Sie traf sich auch immer etwa wieder mit Burschen, aber sie sagte jedes Mal: «Nein, Mami, das geht nicht, das ist nichts für mich», und ja, so hat sich das entwickelt.»

Melanies Mutter, Interview D3

«Also, sie hatte einfach so vielleicht als Siebtklässlerin irgendwie einen oder zwei Freunde. Und dann klappte das effektiv nicht.»

Gabrielas Vater, Interview D8

Während das Rollenverhalten in der frühen Kindheit insbesondere für Mütter von Knaben von Interesse war, machten sich während der Adoleszenz zunehmend auch Väter Gedanken über das Beziehungsverhalten, und hier bezog sich nun die elterliche Beobachtung genauso auf Töchter wie auf Söhne.

So wie Remos Vater erzählen auch Michaelas Mutter und zwei weitere Interviewte, dass sie ihre Vermutung dem heranwachsenden Kind gegenüber ausgesprochen haben. Bei Remo und Michaela führte die Konfrontation zu einer klaren Abwehr, und Remos Vater sagt heute, dass er es bereue, seinen Sohn in der Jugendzeit mit solchen Fragen bedrängt zu haben, insbesondere, weil für ihn damals die Vorstellung von Homosexualität selber noch negativ besetzt war. Er glaubt, sein Sohn habe sich deshalb mit der Identitätsfindung besonders schwergetan.

Aber auch in den anderen Fällen, in denen das Ansprechen vorsichtiger erfolgte, führte es nicht dazu, dass das Kind sich daraufhin gleich öffnete und den Eltern seine Gefühle offenbarte. Trotz ihrer Versuche, Klarheit zu bekommen, blieben auch die Mütter von Monika und Dominik in Ungewissheit, bis die Kinder selber bereit waren, sich zu öffnen. Michaelas Mutter, die selber lesbisch ist, glaubt sogar, dass ihre Versuche, das Thema anzusprechen, bei der jugendlichen Tochter dazu führten, dass diese sich umso mehr verschloss und heterosexuellen Beziehungsversuchen zuwandte, da sie sich in diesem Alter entwicklungsbedingt von der Mutter abgrenzen musste:

«Wenn ich sie angesprochen habe, ich habe sie manchmal so ein bisschen hochgenommen, hat sie es immer: «Ich sicher nicht ... ich bin nicht wie du», hat sie mir immer gesagt.»

Michaelas Mutter, Interview U1

Damians Mutter erklärt hierzu:

«Jaja, wir haben das schon untereinander besprochen. Und mein Mann war eher der, der vielleicht direkter Fragen gestellt hätte. Und ich sagte: «Nein, nein, nein, keine Fragen! Keine Fragen!» Weil ich habe dann Bücher gelesen und so, aber das hörte ich von GLL:⁷ Die Mutter – es ist immer die Mutter, die es wissen will – die Mutter fragt. Und er sagt: «Nein, nein.» Also, dann fühlt er sich noch mal schlechter. Erstens ist er schwul und er sagt es nicht, und zweitens sagt er, dass er das nicht ist. Er lügt noch dazu. Nein, nein, also!»

Damians Mutter, Interview U6

Obwohl Damians Mutter hier das Gegenteil vertritt, ist es aus dem Interviewmaterial denkbar, dass das Ansprechen einer allfälligen homosexuellen Entwicklung durch die Eltern dazu beigetragen haben könnte, dass sich Töchter und Söhne relativ früh anvertrauen können. Denn alle vier Kinder, die in der Jugend auf ein mögliches Schwul- oder Lesbischsein angesprochen wurden, machten ihr Coming-out im Alter zwischen 18 und 21 Jahren, während andere Eltern, die die Homosexualität ebenfalls ahnten, aber dazu schwiegen, teilweise extrem lange warten mussten, bis ihre Söhne oder Töchter sich den Eltern gegenüber offenbarten.

Coming-out-Geschichten: «Das werde ich nie vergessen»

Nur bei wenigen der befragten Eltern fand eine frühe Auseinandersetzung mit Homosexualität statt. Dies war natürlich der Fall bei Michaelas Mutter, die selber in der Zeit, als ihre Tochter pubertierte, ihr Lesbischsein entdeckte und zu leben begann, sowie bei Saschas Eltern, die in einem grossen schwulen Bekanntenkreis verkehrten und bei Martins Mutter, die sich, in Sorge um die Geschlechtsidentität ihres Sohnes, ausführlich informierte. Bei allen anderen Eltern war das Thema Homosexualität, trotz vielleicht gelegentlich aufblitzender Gedanken oder einem Schwulen oder einer Lesbe im Bekanntenkreis, weitgehend unbearbeitet. Die meisten Eltern lebten unhinterfragt in heteronormativen Bezügen und

7 GLL: Gleichgeschlechtliche Liebe Leben. Schulprojekte, in denen je eine lesbische Frau, ein schwuler Mann und ein Elternteil Schüler und Schülerinnen auf Sekundarschulstufe besuchen und über Homosexualität aufklären.

sozialisierten entsprechend ihren Sohn, ihre Tochter in eine heterosexuelle Lebenswelt. Für die homosexuellen Kinder bedeutete dies, in oft schmerzhaften und langen Prozessen sowohl ein inneres wie auch ein äusseres Coming-out zu durchlaufen, also erst in einem Prozess der Selbstfindung ihren eigenen Standpunkt zu klären und diesen irgendwann nach aussen zu kommunizieren.

Wie das folgende Kapitel zeigt, erlebten viele Eltern die Offenbarung ihres homosexuellen Kindes als sehr dramatisch und einschneidend. Einige Mütter und Väter haben sich später ausführlich mit ihren Söhnen oder Töchtern über deren sexuelle Orientierung unterhalten und verfügten dadurch im Interview auch über Informationen zum inneren Entwicklungsprozess.

Die frühesten durch die Interviews erfassten Coming-outs gegenüber den Eltern wurden mit 14 Jahren gemacht, die meisten erfolgten jedoch im späteren Jugend- und im jungen Erwachsenenalter. In vier Fällen wurden die Eltern erst eingeweiht, als das Kind um die dreissig, in einem Fall schon gegen vierzig Jahre alt war.⁸

Für Eltern, insbesondere für jene, deren Kinder sich sehr früh oder sehr spät ihnen gegenüber aussprachen, ist der Zeitpunkt ein durchaus relevanter Aspekt. Sie machen sich hierzu ihre je eigenen Gedanken oder haben gar Aussenstehende wie befreundete Schwule oder Psychologen um Erklärungen gebeten. So sagt Saschas Mutter:

«Was ich mich immer fragte: Warum, warum haben wir so lange warten müssen, wir wären ja bereit gewesen, oder?»

Saschas Mutter, Interview U2

Aus der hier vorliegenden Interviewsammlung ist kein Grund erkennbar, warum die einen Kinder sehr früh ihre Eltern einweiheten und andere jahrzehntelang damit warteten. Weder gibt es Hinweise darauf, dass der Zeitpunkt mit dem Geschlecht des Kindes zusammenhängen könnte, noch scheint er abhängig vom

8 Repräsentative Studien zu diesem Thema ergaben: 70 Prozent der Homosexuellen machten ihr Coming-out im Alter zwischen 15 und 21 Jahren, lesbische Mädchen etwas früher als schwule Jungen (Schwules Netzwerk NRW, 2005).

Das durchschnittliche Alter des äusseren Coming-outs betrug 16,9 Jahre, das innere Coming-out erfolgte bei den meisten schwulen, lesbischen und bisexuellen Jugendlichen zwischen 13 und 16 Jahren (Krell & Oldemeier, 2015).

Vorwissen der Eltern oder deren Einstellung zu Homosexualität, denn auch Eltern, für die Homosexualität überhaupt kein Tabu darstellte, warteten oft viele, viele Jahre, bis die homosexuellen Kinder sich ihnen anvertrauten. Andererseits wurden auch frühe Coming-outs gegenüber Eltern gemacht, die kaum ein Vorwissen und zu diesem Zeitpunkt wenig Verständnis für Homosexualität hatten. Auch die Erklärung, die Monas Mutter in Interview U9 anführt, dass nämlich die Tochter selber sehr lange sehr unsicher über ihre sexuelle Identität war, ist nicht allgemeingültig, denn Sascha, der sich erst mit 28 Jahren gegenüber den Eltern outete, wusste, wie er nachträglich seiner Mutter berichtete, selber schon im Alter von zwölf Jahren um seine Homosexualität. Andererseits machte Melanie mit 14 Jahren ihr Coming-out, während sie selber noch auf der Suche nach ihrer sexuellen Identität war. Auch die Begründung, die sich die Mutter von Patrick und Daniela für das frühe Coming-out ihrer beiden Kinder zurechtlegt, nämlich ein freizügiges Verhältnis zu Sexualität im Gefolge der 68er-Jahre, mag vielleicht für diese Familie zutreffend sein, wird aber sowohl durch Sebastian, der sich seiner 68er-Mutter erst im Erwachsenenalter anvertraute, wie auch durch Martin und Melanie relativiert, die sich beide in traditionellen Familien in ganz jungem Alter offenbarten.

Manchmal fiel der Zeitpunkt des Coming-outs mit der ersten (längeren) Beziehung zusammen, aber auch dies ist nicht grundsätzlich der Fall. Gerade die sich früh outenden Kinder – Melanie, Patrick, Daniela – gingen erst nach dem Coming-out ihre erste, zumindest den Eltern bekannte, gleichgeschlechtliche Beziehung ein, ebenso Fabian, der Sohn aus Interview D5.⁹

Da der Zeitpunkt des Coming-outs von den Kindern und nicht von den Eltern gewählt wird, ist es nicht möglich, aus diesen Gesprächen mit Eltern zu verstehen, warum bei einigen Kindern die Zeitspanne zwischen innerem und äusserem Coming-out sehr lange währte und bei anderen nur kurz. Die individuellen Erklärungen, die die Eltern sich dazu machen, sind nicht generalisierbar. Für die Mütter und Väter selber ist die Frage des Zeitpunkts aber durchaus relevant, sie machen sich in den Gesprächen viele Gedanken dazu, warum ihr Kind so früh oder so spät zu seiner sexuellen Orientierung fand oder zu dieser stehen konnte. Anhand der hier analysierten Daten könnte allenfalls ein sorgfältiges Ansprechen der Eltern zwar nicht unmittelbar ein Coming-out auslösen, aber dazu beitragen, dass sich die Kinder früher ihren Eltern gegenüber öffnen.

9 Rauchfleisch (2011) macht darauf aufmerksam, dass Zeitpunkt und Art des Coming-outs nebst dem Vertrauen zu den Eltern von vielen Faktoren abhängen, zum Beispiel davon, in welchem Freundeskreis sich das Kind bewegt oder wie offen die Eltern sich generell gegenüber Abweichungen von sozialen Normen zeigen.

Die meisten der befragten Eltern erinnern sich sehr deutlich an jenen Moment, an dem ihr Kind ihnen offenbarte, dass es schwul bzw. lesbisch ist – und zwar sowohl Eltern, die bereits seit Jahren auf ein Coming-out warteten, wie auch Eltern, die davon völlig überrumpelt wurden.

So schildert zum Beispiel Sebastians Mutter («Man ahnt es und lässt es vielleicht doch nicht zur Gewissheit werden. Ich habe ihn auch nie gefragt»), wie sich jenes Telefongespräch, an dem der 24-jährige Sohn sie mit seinem Schwulsein konfrontierte («a Chopf pänglet het»), bei ihr eingeprägte:

«Genau. Ja, das ist der Moment, das ist mir auch so geblieben, der Moment ist dieses Telefon. Ich weiss noch genau, wo ich stand etc. und wie es darum herum aussah, weil es mich betroffen machte, also das war schon: Ah, jetzt ist es so!»

Sebastians Mutter, Interview U10

Das Coming-out ist für viele Mütter und Väter ein extrem eindrückliches Erlebnis, das sie noch Jahrzehnte später detailreich und ausführlich wiedergeben. In vielen der Interviews bildete die Coming-out-Geschichte das Kernstück der Erzählung, die Szene wurde bunt ausgestaltet wie sonst keine und die Interviewerin wurde mitgenommen an einen Ort und in eine Zeit, die für diese Familie und ihre Geschichte enorm prägend waren.

Zumeist wurden die Eltern von ihren Kindern in einer Face-to-face-Situation angesprochen. Es fanden jedoch – wie bei Sebastian – auch Coming-out-Gespräche am Telefon statt, und einmal wurde die sexuelle Orientierung in einem Brief dargelegt.

Manchmal wurde ein Geschwister zu Hilfe genommen, um den Eltern das eigene sexuelle Empfinden zu erklären, häufiger jedoch wurden erst beide Eltern zusammen oder die Mutter allein in das Geheimnis eingeweiht, bevor danach die Geschwister einbezogen wurden.

Diese Gespräche fanden im engsten Familienrahmen, meist in der elterlichen Wohnung und oft im Rahmen eines gemeinsamen Essens statt. In keiner der Geschichten war eine aussenstehende Person oder ein entfernteres Familienmitglied an einem solchen Gespräch beteiligt, auch nie der Freund oder die Freundin des homosexuellen Kindes. Neue Partner der Mutter oder Partnerinnen des Vaters in Patchwork-Familien wurden offensichtlich als Elternteile erlebt und genauso einbezogen wie biologische Eltern. Ein Coming-out-Gespräch scheint eine äusserst intime Familienangelegenheit zu sein.

Besonders dramatisch fielen natürlich Coming-out-Gespräche mit gänzlich unvorbereiteten Eltern aus, auch wenn sie beinahe anekdotenhaft beginnen, wie die Erzählung von Thomas' Vater:

«Das war in einem Sommer, ich meine, das war 1997, als ein sehr schöner Sommerabend war, wir waren zu Hause und sind am Abend auf dem Balkon – wir haben ein Einfamilienhaus – sind wir gesessen und haben so miteinander geredet, und dann fing eben Thomas an und sagte, eben, er hätte schon lange etwas mit uns besprechen wollen. Und dann, irgendwie konnte er nicht grad direkt mit seinem Anliegen anfangen, und dann hat er wieder gesagt: «Ja, nein, das ist jetzt nicht so wichtig, ich tu vielleicht dann später und so...» Und dann haben wir auch gesagt: Ja, also ja, er solle doch, er dürfe ja ruhig mit uns etwas besprechen oder so. Und dann fing er an und hat, ich weiss nicht, ob er einfach direkt gesagt hat, eben er sei schwul. Und in dem Moment – ich spreche jetzt von mir – war das eine Art ... sicher ich würde meinen, ich hätte etwa so reagiert, dass ich eine Art wie nicht mehr geatmet habe in diesem Moment, einfach in eine Leere gefallen bin und wahrscheinlich nicht gerade direkt darauf reagiert habe. Aber sicher, wir haben ja nicht lange eine Pause gemacht, sondern wir haben gesagt: «Du, Thomas, das ist für uns kein Problem, aber das ist jetzt für uns schon überraschend», und dann haben wir auch mit ihm geredet, und das war eigentlich mein innerstes Anliegen, ihm zu sagen, dass er unser Sohn sei und unser Sohn bleibe, solange wir leben, und das habe für uns also, oder für mich auf jeden Fall nichts Weiteres zu bedeuten, dass es natürlich eine spezielle Situation ist, das war uns schon klar, und dass wir auch etwas Zeit brauchen für vielleicht die eine oder andere Frage stellen zu können, uns damit beschäftigen zu können, dass wir da Zeit brauchen, das sei wahrscheinlich klar. Und dann hat Thomas natürlich an dem Abend ja, so recht viel erzählt, und was mich irrsinnig beeindruckt hat, er hat wirklich erzählt, dieser Zwiespalt, diese Spannung in unserer Heterogesellschaft drin, für sich selber das ernst zu nehmen: «Ich bin wahrscheinlich einfach nicht ... Ich gehöre nicht zu den Leuten, die allgemein, so zu der Allgemeinheit gehören, sondern es ist in mir etwas Spezielles ...» – gut, so differenziert hat er nicht geredet, er war da 19-jährig. Und auf jeden Fall konnten wir dann auch über die Situation reden, und er hat eben vor allem ... – da habe ich ja vorhin angefangen – hat er erzählt so von seinen Schwierigkeiten zur Persönlichkeit ... Er hat auch gesagt: Darum sei er halt zwischendurch grantig gewesen, gegenüber vor allem der Mutter, also meiner Frau in den letzten Jahren, und hat dann so Verschiedenes erklärt. Er sagte auch, dass er stark an die Grenze gekommen sei, und erzählte auch, dass der

Gedanke eines Suizids auch vorhanden war. Und dass auch dann, das uns mitzuteilen, den anderen Geschwistern noch, dass das ihm eben nicht leicht fällt. Er hat niemandem etwas gesagt, er hat zuerst uns das gesagt, und ich war sehr froh, dass auch meine Frau sehr positiv in dem Moment reagiert hat, aber zugleich auch selber gespürt hat ... also mit allem ja rechnet man eigentlich so in einer Ehe, in einer Familie, man rechnet ja mit einem Unfall, ja wir haben ja vier Kinder und wir Erwachsene, und fast jedes war entweder im Spital oder so wegen eines Beinbruchs oder irgend... einfach was es so in der Jugend gibt von diesen Kindern, aber dann, das haben wir eigentlich immer so für normal gefunden, aber nie uns irgendwie vorbereitet, dass wir mal mit diesem Gedanken konfrontiert werden. Und das war schon so, dass es dann einfach mal Zeit brauchte. An diesem Abend, ich weiss nicht, ob ich es gesagt habe, aber ich habe im Innersten als Vater sehr darunter gelitten, dass ich das vorher nicht gemerkt habe.»

Thomas' Vater, Interview U5

Obwohl der Vater sich an einzelne Wortlaute dieses Gesprächs nicht mehr erinnert, ist doch der Eindruck, den das Coming-out vor 15 Jahren insgesamt hinterlassen hat, enorm tief in die Erinnerung eingraviert. Auch die emotionale Erschütterung, die zwar rückwirkend von rationalen Überlegungen überlagert wird, bleibt in der Erzählung erhalten und ist somit sehr gut spürbar. Gleichzeitig wird auch das innere Coming-out des Sohnes thematisiert, dieses schmerzhaft ringen, das diesen bis an die eigenen Grenzen und bis zu Suizidgedanken führte.¹⁰

Nicht weniger dramatisch klingt die Schilderung bei Remos Vater, obwohl dieser seinen Sohn bereits in der Jugend mehrfach auf eine allfällige homosexuelle Entwicklung angesprochen hatte:

«Das ging so weiter, und nachher war er 20, 22, dann plante er eine Weltreise, wollte eigentlich fünf, sechs Monate auf die Weltreise und wohnte schon nicht

¹⁰ Die Studie von Krell und Oldemeier (2015) zeigt, dass für die meisten Jugendlichen das innere Coming-out ein sehr belasteter Prozess ist, der mit Angstgefühlen, Verleugnung der eigenen Wahrnehmung und oft auch psychosomatischen Symptomen einhergeht. Wang et al. (2012) tragen westeuropäische Studien zusammen, die ein erhöhtes Suizidrisiko bei jungen Homosexuellen, insbesondere Männern, zeigen, und belegen dieses auch für die Schweiz. Newcomb und Mustanski (2010) zeigen in einer Metaanalyse von 31 Studien den erhöhten Stress homosexueller Menschen insbesondere in der Jugendphase und die Auswirkungen auf die psychische Gesundheit.

mehr zu Hause. Und dann luden wir ihn noch ein zum Essen, sagten: «Komm noch essen. Zwei, drei Tage vorher, damit wir dich noch sehen, dass wir noch ein paar Worte reden können.» Und dann sagte er: Ja, er wolle sowieso noch mit uns reden. Und nachher sagte er plötzlich: «Eh, Papi, ich bin schwul, du hattest recht!» So hat er sich geoutet. Also, der Frau auch. Und nachher sagte er: «Papi, du hattest recht, ich bin schwul.» Und nachher hat man ellenlang diskutiert. Wir haben beide, also alle drei nahmen uns in die Arme und weinten. Wir haben geweint, nicht aus Enttäuschung, einfach, weil er so lange verkniefen musste, dass er schwul ist. Weil ich vielleicht dort den Fehler machte, als ich sagte: «Bist du schwul?» Weil ich ihn immer fragte, da konnte er sich nicht outen.»

Remos Vater, Interview D6

└───

Sowohl Remos wie auch Thomas' Vater drücken ein gewisses Bedauern darüber aus, in der Jugendzeit ihres Sohnes nicht aufmerksamer, nicht einfühlsamer gewesen zu sein. Für beide ist das Coming-out eine ganz dramatische Erinnerung, ein mit überaus starken Gefühlen beladener Zeitpunkt, der vieles im Leben verändert hat.

Ebenso emotional, wenn auch weniger belastend, erlebte Muriels Vater deren Coming-out:

└───

«Und also wie sie eben ihre sexuelle Orientierung ausgedrückt hat, das werde ich nie vergessen. Da waren wir im Urlaub, meine Frau und ich mit der Muriel, wir sind gewandert, und dann habe ich gesehen, dass sie so ein Kettchen anhat mit einem Anhänger, und sie trug sonst nie Schmuck, und da hab ich gefragt: «Aha, hast du ein Kettchen an. Hat dir das jemand geschenkt?» Und dann: «Ja.» Und hat gestrahlt. Auf dem Weg hat sie dann uns gefragt, das bewegt mich immer noch, wenn ich daran denke: «Wie ist denn das Mama, Papa, wenn ich jetzt nicht einen Freund, sondern eine Freundin habe, bin ich dann immer noch eure Tochter?» Und das fand ich so eine bewegende Frage, und wir waren beide ganz straight geraderaus: «Ja, das ist überhaupt kein Thema, du bist immer unsere Tochter, das ist doch überhaupt keine Frage!» Das war eine ganz gerade Nachricht, die sie auch von uns bekommen hat, und ich glaube, sie hat auch nichts anderes erwartet.»

Muriels Vater, Interview D7

└───

Aus dem Interviewmaterial lässt sich eine Tendenz erkennen, dass je älter die Kinder sind – und insbesondere, wenn es sich um Söhne handelt –, desto dramatischer das Coming-out erlebt wurde. Vielfach schilderten die Eltern, analog zu Remos und Thomas' Vater, detailreiche Szenen mit langen und emotional bewegenden Gesprächen aus ihrer Erinnerung. Dies könnte, zusammen mit der bereits gemachten Feststellung, dass bei Knaben rollenunkonformes Spielverhalten auffälliger ist und eher als Indiz für eine homosexuelle Entwicklung gesehen wird, darauf hindeuten, dass allgemein männliche Homosexualität von den Eltern als grösseres Problem erlebt und ernster genommen wird als weibliche.

Bei Jugendlichen und ganz besonders bei Mädchen wurde hingegen öfter ein Coming-out bagatellisiert oder ganz beiläufig wahrgenommen:

«Also, Melanie wird jetzt dann 21 im September, und ich selber habe eigentlich nichts gemerkt. Sie zog auch mit Buben herum, und dann sagte sie mir das im vorletzten Schuljahr der Sekundarschule. Und ich dachte ... Ich wusste, sie hatte vorher eine Enttäuschung mit einem Buben, und sie pubertierte auch ein wenig schwer, also man ist schon ein wenig angeeckt mit ihr, besonders mein Mann. Ich dachte: Ja, das ist jetzt irgend so eine Trotzreaktion, dem Papi sagen: «Ja, jetzt bin ich halt lesbisch!» Und sie ging dann ein Jahr ins Welschland, nach der Sekundarschule, und ich muss sagen, ich dachte noch: Ja, das ist eigentlich gar nicht schlecht, wenn sie dort ein paar Jahre lesbisch ist, dann hängt sie vielleicht weniger mit Buben herum, ja, wie man so denkt als Mutter, oder?»

Melanies Mutter, Interview D3

Diese Schilderung, das Coming-out eines 14-jährigen Mädchens als pubertäre Trotzreaktion einzuordnen, steht in markantem Kontrast zu jenen anderen detailreichen Coming-out-Erzählungen, die die Eltern heute noch emotional auswählen.¹¹

Gabrielas Vater, Deborahs Mutter und die Mutter, die mit Laura und Franka gleich zwei lesbische Töchter hat, können sich nicht so genau erinnern, wann und wie sie von der Homosexualität ihrer Töchter erfahren haben. Irgendwann lebten die

¹¹ In der Studie von Krell und Oldemeier (2015) wird das Ignorieren oder Nicht-ernst-Nehmen der sexuellen Orientierung als häufigste negative Reaktion durch die Eltern genannt.

ungen (oder in Deborahs Fall auch nicht mehr so jungen) Frauen einfach gleichgeschlechtliche Beziehungen und die Freundinnen wurden als Partnerinnen eingeführt, ohne dass es hierzu ein im Gedächtnis der Eltern markant verankertes Coming-out-Gespräch brauchte.

Ebenso wenig benötigte Michaelas Mutter ein Coming-out, denn sie wusste, aufgrund ihrer eigenen Homosexualität, lange vor der Tochter, dass diese auch lesbisch ist. Mit der ersten gelebten Frauenbeziehung manifestierte sich dann einfach die von der Mutter bereits lange vorher antizipierte und mehrfach angesprochene Homosexualität, ohne dass es hierzu ein ausführliches und klärendes Gespräch gebraucht hätte.

Spezieller und in diesem Sinne unklassisch ist die Situation von Lars' Mutter, die nicht von ihrem Sohn selber, sondern von einer Drittperson auf dessen Schwulsein angesprochen wurde.¹² Dasselbe wäre auch Melanie und ihrer Mutter passiert, wenn nicht die Tochter bereits mit 14 Jahren ein Coming-out gemacht hätte. Die Mutter erhielt nämlich eines Tages anonym ein Paket zugestellt, das Ausdrücke aus Internetforen enthielt, in denen Melanie als lesbische Jugendliche unterwegs war. Wäre die Mutter nicht bereits von Melanie über ihre sexuelle Orientierung aufgeklärt worden, hätte ein solch gewaltsames Outing aufgrund so persönlicher Posts in Internetforen wohl schlimme Verletzungen nach sich ziehen können.

Reaktionen der Eltern: «Die Welt ein bisschen stillgestanden»

Bei vielen der interviewten Eltern liegt das Coming-out etliche Jahre zurück. Dennoch erinnern sie sich ganz lebhaft sowohl an die Offenbarungsszenen selbst wie auch an die teilweise schwierigen Gefühle und Gedanken, die sie damals hatten, als sie zur Kenntnis nehmen mussten – und für die meisten Eltern war es damals ein Müssen –, dass ihr eigenes Kind schwul oder lesbisch ist.

Obwohl bei jenen Eltern, die bereits längere Zeit die Homosexualität ihres Kindes ahnten, ein Teil des Verarbeitungsprozesses dem Coming-out vorgelagert war, traf viele die Erkenntnis trotzdem hart, dass sie nun definitiv mit einem schwulen Sohn oder einer lesbischen Tochter zu leben hatten. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sie noch ihre Wahrnehmungen bezweifeln, sich ihre Gefühle

¹² Dieses Interview U11 wird im dritten Teil des Buches im Kapitel «Ein innerer Widerstand» ausführlich besprochen.

ausreden, ihre Vermutungen beiseiteschieben können. Mit dem Coming-out des Sohnes oder der Tochter begann ein neuer Lebensabschnitt mit anderen Themen, Fragen und Problemen und einem veränderten Blick auf die Gesellschaft. Nichts ahnende Eltern wurden hingegen mit dem Coming-out urplötzlich in diesen Auseinandersetzungsprozess hineingestossen. Für sie gibt es eine Vorher-Nachher-Situation, da sie vorher in der ganz selbstverständlichen und gänzlich unhinterfragten Annahme lebten, ihr Kind entwickle sich heterosexuell, und nachher gezwungen waren, all ihre Bilder und Vorstellungen zu revidieren.

Die Eltern beschrieben folgende Gefühle im Zusammenhang mit dem Coming-out:

Erleichterung:

Dies ist das vorherrschende Gefühl bei jenen Müttern und Vätern, die lange schon geahnt und gewartet haben. Damians Vater aus Interview D2 fällt ein Stein vom Herzen, als sein Sohn mit dreissig Jahren endlich Klarheit schafft, Remos Vater bricht mit seiner Partnerin in Tränen der Erleichterung aus, und auch Saschas Mutter und Sebastians Mutter sind froh, dass endlich über das geredet werden darf, was sie in ihrem Innersten schon lange beschäftigte. In die Erleichterung kann sich auch etwas Vorwurfsvolles mischen: die Irritation oder Enttäuschung darüber, als Eltern so lange im Ungewissen gelassen worden zu sein, während man sich selber doch als offen, tolerant und bereit für ein Coming-out wahrnahm.

Schock:

Einige Eltern berichten, beim Coming-out einen grossen Schrecken erlebt zu haben. Besonders eindrücklich ist hier die oben zitierte Schilderung von Thomas' Vater, die auch körperliche Symptome wie «nicht mehr atmen» und «in eine Leere fallen» beschreibt.

Auch die Eltern aus Interview D4, die eigentlich einen freien 68er-Erziehungsstil praktizierten, reagierten auf die Offenbarungen ihrer Kinder im ersten Schock erst einmal recht spiessig, der Vater auf den Sohn, die Mutter später auf die Tochter:

«Und dann hat er es einmal so im Garten, einmal als sie Gartenarbeiten machten, sagte er es so, und nachher sagte dann mein Mann zuerst: «Also du bist doch blöd! Du machst dir deine Zukunft kaputt und du verbaust dir alles in deinem Berufsleben, wenn du das so ...» – wenn du das auswählst quasi, wie wenn man das auswählen könnte! (...) Und die Tochter kam dann vielleicht ein halbes Jahr später und sagte: «Ja, und Mami, und überhaupt, ich muss dir

sagen, ich bin dann nämlich lesbisch.» Und ich reagierte dort sehr, sehr schlecht und sagte: «Nein! Also jetzt das nicht auch noch! Jetzt haben wir schon einen schwulen Sohn, jetzt muss das noch sein?!» Und im Nachhinein reagierte ich einfach so spontan, und die Tochter war dann sehr betroffen, also das hat sie sehr bedrückt, und wir hatten eine Zeit lang recht ein schwieriges Verhältnis, aber unterdessen verstehen wir uns eigentlich sehr gut, also das legte sich dann sehr schnell wieder.»

Mutter von Patrick und Daniela, Interview D4

Trauer:

Einige Mütter – aber keine Väter – schildern Gefühle von Trauer oder sogar eine längere Trauerphase, die sie nach dem Coming-out durchlaufen haben. Sie mussten die neue Tatsache verarbeiten, alte Lebensträume und Vorstellungen loslassen, und dieser Prozess wird als sehr schmerzhaft und verstörend beschrieben:

«Und dann muss ich sagen, bin ich ein wenig ja, wie in eine Trauerphase gefallen. Also, so etwa zwei Wochen lang habe ich gemerkt, war ich so wie ein wenig in einer anderen Welt. Ich habe gemerkt, alles so, was draussen lief, war mir ein wenig egal. Ich fiel in eine ganz seltsame Phase dort, zwei Wochen lang, für mich ist wie die Welt ein bisschen stillgestanden. Also zum Beispiel, es war in der Sommerzeit, ich gehe viel schwimmen, und ich konnte einfach in der Badeanstalt ganz blöd gesagt die Frauen nicht ertragen, die da beim Kaffee sassen und ihr Blabla. Vorher bin ich auch an diesem Tisch gesessen, und man trinkt einen Kaffee und dann geht man heim, es ist unbeschwert. Das sind diese Sachen. Wieso ich das nicht ertragen habe, weiss ich nicht, ich war wohl ganz fest in meinen Gedanken und ich wollte einfach ein wenig Ruhe. Ich habe mich wirklich auch von meiner besten Freundin distanziert, und ich habe ihr auch gesagt: «Ich kann dir jetzt nicht sagen, was ist.»»

Sämis Mutter, Interview U3

Bei einigen Müttern steht die Trauer ganz konkret im Zusammenhang mit der Frage nach Enkelkindern. Dieser Aspekt wird im letzten Teil des Buches aufgenommen.

Schuld:

Das Thema Schuld taucht in verschiedener Form in den Gesprächen auf. Einige Eltern fühlen sich rückwirkend schuldig, weil sie ihr Kind in der schwierigen

Phase der homosexuellen Identitätsfindung nicht unterstützen konnten, andere fragen sich, ob sie verantwortlich seien, dass ihr Kind sich erst spät outen konnte, und noch andere beschäftigt die Frage, warum ausgerechnet ihr Kind homosexuell geworden ist. Obwohl die befragten Eltern heute die sexuelle Orientierung ihres Kindes als etwas zutiefst Endogenes, also im Innern des Kindes Angelegtes, empfinden, das sich ihrem Einfluss weitgehend entzieht, gibt es doch auch Fantasien darüber, dass beispielsweise sexuelle Übergriffe, die eine Tochter erleben musste, oder der eigene Wunsch nach einem Kind des anderen Geschlechts die Homosexualität hätten mitbeeinflussen können. So erzählt Martins Mutter, die, wie weiter oben geschildert, eine transsexuelle Entwicklung befürchtete:

«Also ich hatte auch das Gefühl, das war so ein wenig Ausdruck von meinen Wünschen auch, die dann in die falsche Richtung gebahnt worden sind, weil ich mir ein Mädchen gewünscht habe. Er ist ein sehr Angepasster. Heute nicht mehr. Aber dazumal, als Kind, er war sehr aufnahmefähig für Sachen, die in der Luft waren, und Wünsche. Ja, ich habe es für mich so erklärt.

Aber ich weiss ja nicht, ob das dann wirklich real ist. Ich habe mich dann auch gefragt, ich habe ihn ja viel rosa angezogen als Baby, ob das auch einen Einfluss hatte, und dann musste ich sagen: Nein, also eine Farbe kann für ein Kind nicht einen Einfluss haben aufs Geschlecht.»

Martins Mutter, Interview U4

In mehreren Gesprächen bringen Eltern die Frage nach Nähe und Bindung in einen Zusammenhang mit Homosexualität. Sowohl Michaelas selber lesbische Mutter wie auch Martins Mutter und teilweise Remos Vater fragen sich, ähnlich wie hier Sebastians Mutter, ob ihr nahes und speziell gutes Verhältnis zum Kind seine sexuelle Entwicklung mitbeeinflusst haben könnte:

«Und meine Betroffenheit kam dann bald, eben: Was ist mein Anteil? Das war immer eine Frage für mich: Habe ich dieses Kind quasi auf eine Art missbraucht, und er konnte sich nicht frei entwickeln?»

Sebastians Mutter, Interview U10

Im Gegensatz dazu wirft sich Monas Mutter in Interview U9 vor, dass sie ihrer Tochter vielleicht zu wenig Aufmerksamkeit habe zukommen lassen, und Sämis

Mutter in Interview U₃ fragt sich, ob sie über das Rollenverhalten ihres Sohnes seine sexuelle Orientierung irgendwie mitbeeinflusst habe («Ich habe viel gebackten mit ihnen, ich habe viel gebastelt. Fragt sich ja auch, ob das schlau ist mit den Buben.»).

Die Frage nach «Schuld» und allfälliger Mitverantwortung für die sexuelle Entwicklung ihres Kindes beschäftigt viele Eltern in den Interviews, obwohl sie im Verlauf der Jahre zur Erkenntnis fanden, dass sie auf die sexuelle Orientierung ihres Sohnes oder ihrer Tochter keinen Einfluss hatten. Muriels Vater hat seine Tochter direkt danach gefragt, ob er etwas falsch gemacht habe:

«Und ich glaub, da hab ich die Muriel einmal sehr verletzt, als ich sie gefragt habe: «Ja glaubst denn du, dass ich als Vater oder wir als Eltern irgendwas falsch gemacht haben oder anders hätten machen sollen, gerade um die sexuelle Orientierung so oder so zu beeinflussen?» Sie ist ein Kind der Gegenwart. Für sie ist das eine völlig andere Fragestellung, auf die sie eine klare Antwort hat. Sie hat meine Frage als Affront erlebt. Und ich hab das erst Jahre später erfahren, dass sie das als Affront erlebt hat. Für mich war's einfach nur Neugier, weil ich wusste, wir sind so eng vertraut, sie wird mir vielleicht sagen, wenn ich irgendwo mal einen kapitalen Bock geschossen habe, der bei ihr einen Zug zum Entgleisen gebracht hat, oder sowas. Sagt sie: «Nee du, da ist überhaupt nix. Im Gegenteil! Ich hab die Art, wie du Mann bist oder wie ihr Ehe lebt, immer sehr geschätzt.»»

Muriels Vater, Interview D7

Angst:

Einige Eltern äussern Ängste, die in Zusammenhang mit Homosexualität stehen: Angst vor Diskriminierungen, Angst vor einer HIV-Ansteckung, und (bei jungen Schwulen) Angst vor Ausbeutung durch ältere Männer. In einigen Interviews wird die Sorge angesprochen, dass schwule und lesbische Menschen es in unserer Gesellschaft einfach schwerer haben als heterosexuelle. So erläutert Dominiks Mutter, die erst vor Kurzem von der Homosexualität ihres 19-jährigen Sohnes erfahren hat:

«Ich habe mehr Angst um mein Kind und nicht um was dann die Leute mir sagen oder von mir sagen, das ist mir doch wurst! Aber wie gehen sie nachher mit meinem Kind um? Also das bin ja dann nicht nur ich, die sagen kann, ja,

ich finde das okay und ich toleriere das und mir ist das recht. Mehr so die Angst um das Kind.»

Dominiks Mutter, Interview U7

Freude:

In drei Interviews ist im Zusammenhang mit dem Coming-out Freude bei den Eltern sichtbar. In allen drei Fällen bezieht sich die geäußerte Freude auf Partner und Partnerinnen der Kinder. Diese sind ausdrücklich willkommen und es ist schön und bereichernd, die Familie oder den Freundeskreis um sie zu erweitern. Auch die lesbische Mutter aus Interview U1 bringt Freude über die Homosexualität ihrer Tochter zum Ausdruck, allerdings freut sie sich nicht unmittelbar über die sexuelle Orientierung oder die Frauenbeziehung ihrer Tochter, sondern sie freut sich darüber, dass mit dem Eingestehen und Ausleben des Lesbischseins die Distanz, die ihre Tochter während der Pubertät zur Mutter aufgebaut hatte, wegfiel und einer grossen Gleichheit und Vertrautheit Platz machte.

Wut:

Lediglich eine Mutter bringt im Zusammenhang mit der Homosexualität ihres Kindes Wut zum Ausdruck. Es ist dies Lars' Mutter aus Interview U11, die im dritten Teil des Buches im Kapitel «Ein innerer Widerstand» noch ausführlich zu Wort kommen wird.

Stolz und Liebe:

Viele Eltern äussern in den Interviews sehr positive Gefühle für ihren Sohn oder ihre Tochter. Sie sind stolz auf die beruflichen Leistungen, die gelebte Partnerschaft, auf eine schöne Wohnung oder auch auf persönliche Eigenschaften und Verhaltensweisen des Kindes. Oft sind die Eltern stolz auf etwas, das direkt mit der Homosexualität in Zusammenhang steht, beispielsweise ein öffentliches Engagement oder den Umgang mit der sexuellen Orientierung, wie hier Muriels Vater:

«Und hat sich in der Firma, das hab ich damals sehr bewundert, irgendwann war sie das Getuschel leid hinter ihrem Rücken: «Ist sie lesbisch oder weisst du was?» Dann hat die einen offenen Brief über den Mailserver der Firma geschickt. Das ist der Hammer! Also vom Mut her ist das der Hammer! Ich fand das damals wahnsinnig mutig. Und sie hat mir dann den Brief geschickt, gemailt als Anhang. Und hat sich bei mir bedankt für den Mut, den ich ihr mitgegeben hab, um so etwas machen zu können.»

Muriels Vater, Interview D7

2 Herausforderungen für die Eltern: «Die würden es nicht einmal begreifen»

Sobald die Eltern um die Homosexualität ihres Kindes wussten, stellten sich ihnen ganz neue Aufgaben, die längerfristig einen massiven Veränderungsprozess in ihrem Denken und Fühlen bewirkten. Denn auch sie sahen sich nun plötzlich ihrem Umfeld gegenüber mit Fragen von Coming-out und mit Ängsten vor Diskriminierung konfrontiert.

Das Coming-out den Eltern gegenüber bildete vielfach die «Kick-off-Veranstaltung» für das nachfolgende Stigma- und Informationsmanagement.¹³ Sehr eindrücklich bringt dies Damians Vater zum Ausdruck:

«Das war das Nächste, was wir mit dem Sohn abmachten. Wir sagten: «Okay, und wem sagen wir das jetzt?» Und er sagte: «Das ist euer Problem.» Sagte ich: «Ja, aber Moment! Wenn wir es X sagen, und du triffst X wieder, dann musst du wissen, dass X es weiss, und XY, dass sie es wissen. Also, wir sagen es, und wir sagen dir, wem wir es gesagt haben.» (...) Und es kommt dann ein blödes Alter, wo man sagt: «Ja, Ihre Kinder, sind Sie schon Grossvater? Grosseltern? Blablabla... Hat er geheiratet? Ist er verheiratet?» «Nein, er hat einen Freund.» «Einen Freund! Aha, so also.» Manchmal ist das für uns auch noch ein wenig eine Hemmschwelle.»

Damians Vater, Interview D2

¹³ Zu Stigma- und Informationsmanagement vgl. Goffman, 1967.

Derartige Fragen stellten sich allen interviewten Eltern in mehr oder weniger drängender Form: Wann ist der richtige Zeitpunkt, es den Geschwistern des homosexuellen Kindes zu sagen? Wie bringt man es jüngeren Kindern oder Enkelkindern altersgemäss bei? Sollen die Verwandten einzeln informiert werden – wer zuerst? – oder alle auf einmal? Sollen die alten Grosseltern überhaupt noch damit belastet werden? Was antwortet man, wenn die Nachbarn nach Grosskindern fragen? Spricht man am eigenen Arbeitsplatz über die Homosexualität des Kindes oder besser nicht? Kommen die gleichgeschlechtlichen Partner ans nächste Familienfest mit, und wen sollte man vielleicht vorher warnen? Ist es Sache des Kindes, die Verwandten nach eigenem Gutdünken zu informieren, oder sollen die Eltern dies übernehmen? Und ist es mehr ein Einweihen in ein Geheimnis unter dem Siegel der Verschwiegenheit oder ein selbstbewusstes öffentliches Kundtun?

Je nach Klima, das in einer Familie vorherrscht, je nach Umgang, den man miteinander pflegt, fallen die Antworten dazu ganz unterschiedlich aus.

Fabians Eltern und ebenso Dominiks Mutter machen darauf aufmerksam, dass Toleranz in der Theorie etwas ganz anderes ist, als mit einer eigenen Betroffenheit aufzutreten:

«Es war wirklich nicht einfach, das den Verwandten zu sagen! Ich merkte dann, es ist ein Unterschied, wenn jetzt mir Frau Sowieso erzählt: «Mein Sohn ist schwul», habe ich kein Problem damit, aber selber sagen zu müssen: «Ich habe einen schwulen Sohn», ist nochmal ein wenig eine andere Geschichte.»

Fabians Mutter, Interview D5

Ein mögliches Extrem bildet Sebastian, der Sohn aus Interview U10, der ausdrücklich darauf bestand, das Informationsmanagement vollumfänglich in seinen Händen zu behalten, und der seiner Mutter geradezu verbot, in der Verwandtschaft darüber zu sprechen, bevor er selber dazu bereit war. In der Folge weihte er sehr dosiert und einzeln nach und nach alle Familienmitglieder in sein Geheimnis ein. Ein anderes Extrem stellen Söhne wie Sascha in Interview U2 oder Lars in U11 dar, die in andere Kontinente auswandern und es den zu Hause gebliebenen Eltern überlassen, wie sie mit der Verwandt- und Bekanntschaft umgehen wollen.

Gabrielas Vater und Deborahs Mutter, die beiden ältesten Interviewten, haben darauf verzichtet, ihre weitere Familie und Bekanntschaft zu informieren. So antwortet Deborahs Mutter auf die Frage, ob sie mit anderen Leuten darüber gesprochen habe:

«Nein. Das machte ich nicht. Das machte ich gar nicht! Weil, wissen Sie, in meinem Alter – nicht wahr, ich habe Ihnen ja gesagt, ich bin neunundachtzig – in meinem Alter, wenn man Freundinnen hat, da ist noch keine so modern und sagt: Das akzeptieren wir, und jetzt ist es halt so. Die sind alle noch – also ich habe vielleicht Pech, aber meine Freundinnen, das weiss ich genau – die sind alle noch altmodisch, und die haben etwas dagegen, und ... jaja.»

Deborahs Mutter, Interview U8

Und Gabrielas Vater erklärt:

«Aber ich bin ein Einzelkind, und meine Verwandtschaft ist viel zu weit entfernt. Und da sind zum Teil Leute aus dem ländlichen Raum, also muss ich denen nicht erzählen gehen wollen, meine Tochter sei lesbisch, das hat keinen Sinn. Die würden es nicht einmal begreifen. Meine Mutter wusste wahrscheinlich auch nie, dass es überhaupt solche Menschen gibt.»

Gabrielas Vater, Interview D8

Für Dominiks Mutter war zum Zeitpunkt der Befragung alles noch sehr neu, da das Coming-out erst einige Wochen zurücklag. Auch wenn sie selber als Mutter eigentlich keine Probleme damit hat, ihren Sohn als schwulen Mann zu akzeptieren, fürchtet sie die Reaktionen anderer:

«Nachher ist es natürlich auch die Verwandtschaft und Familie, die ... sehr schwierig, ja es ist einfach schwierig. Gerade so meine Mutter, das weiss ich, also das ist ja eine Generation, in der das noch etwas total Schlimmes ist, das einfach nicht sein darf, das schon von der Religion her nicht stimmt, und mein Vater hat einen schwulen Vetter. Das wussten alle. Und immer, wenn er von ihm etwas erzählt, verzieht er das Gesicht ... Und eben, das ist so etwas Ekliges, und von daher sind die Gefühle ambivalent, also wirklich. Nicht jetzt, weil ich das Gefühl habe, das sei etwas Merkwürdiges («Gschpässigs»), einfach mehr so für unsere Umgebung, für die Familie.»

Dominiks Mutter, Interview U7

An einer späteren Stelle des Gesprächs präzisiert Dominiks Mutter nochmals ihre Ängste:

«Also jetzt gerade bei der Verwandtschaft habe ich das Gefühl, ja, das ist dann eben so etwas Merkwürdiges («Gschpässigs») und etwas Ekliges, halt, für einige sogar etwas Ekliges. Wenn ich jetzt an meine Mama denke: etwas Unnatürliches. Und von daher finde ich es schade für ihn, weil dann sehen sie ihn nicht mehr als den Dominik, ihren Enkel oder ihren Neffen oder wie der ist, sondern eben als so etwas Merkwürdiges («Gschpässigs»).»

Die Ängste und Sorgen, die die Eltern rund um das Thema Coming-out gegenüber Drittpersonen äussern, sind teilweise gross und stören die Beziehungen zu anderen Menschen. Sie stehen in direktem Zusammenhang mit Fragen von Diskriminierung, welchen sich das nächste Kapitel widmet.

Jedoch machten jene Eltern, die einen offenen Umgang gegenüber Dritten mit der Homosexualität ihrer Kinder pflegten, vorwiegend positive Erfahrungen. Ihre Befürchtungen, die sie daran hinderten, sich gegenüber Arbeitskollegen, Nachbarn oder Freundinnen zu outen, trafen in der Regel nicht ein,¹⁴ sondern brachten die Beziehung oft geradezu auf eine tiefere Ebene. So erzählt Sämis Mutter, die – nachdem sie ihre Trauerphase überwunden hatte – mit sehr vielen Leuten offen über das Schwulsein ihres Sohnes sprach, von überaus schönen und berührenden Begegnungen:

«Und dann war ich bei dem, und das war so schön. Wir verbrachten einen ganz schönen Nachmittag miteinander, und er hatte so keine Mühe, und als ich dann zu Hause war, schrieb er noch eine SMS und er schrieb, er sei selber über sich erstaunt, aber er habe überhaupt kein Problem, er habe unseren Sämi so gern, wie er ist.»

Sämis Mutter, Interview U3

Wie die Interviews eindrücklich zeigen, investierten die Eltern sehr viele Gedanken und ein hohes Mass an Energie, um sich selber und ihre Umgebung mit den neuen Verhältnissen vertraut zu machen.

¹⁴ Wie die Studie «Coming-out – und dann ...?!» zeigt, traf auch die Mehrheit der Ängste, die Jugendliche im Vorfeld ihres Coming-outs betreffend der elterlichen Reaktion hegten, nicht ein (Krell & Oldemeier, 2015).

3 Diskriminierung: «Dort war wieder eine Tunte!»

In nahezu allen Interviews gibt es Stellen, an denen die Eltern von Diskriminierungen irgendwelcher Art berichten. Explizit keine negativen Erfahrungen gemacht hat Sascha, zumindest antwortet die Mutter auf die Frage nach Diskriminierungserfahrungen:

«Nie! Wirklich also gar nie! Er ist überall ... also wirklich. Aber nicht das Geringste!»

Saschas Mutter, Interview U2

Allerdings steht diese Aussage im Gegensatz zu einer späteren Textstelle, in der Saschas Mutter über ganz massive verbale Diskriminierungen berichtet:

«Aber wir haben auch auf dem Land ein Ferienhaus, und was wir dort hören, ist dann natürlich wie vor fünfzig Jahren. An die Wand stellen und erschiessen, haben wir schon gehört ...»

Saschas Mutter, Interview U2

Offensichtlich verstand die Mutter unter der Frage nach Diskriminierungserfahrungen nur ganz direkte, den Sohn betreffende Benachteiligungen. Die auf dem Land gehörten bedrohlichen Aussagen wertet sie nicht als Diskriminierungen, da es sich um allgemeines Geschwätz und nicht um gezielt gegen den eigenen Sohn oder die Eltern gerichtete Beleidigungen handelte.

Andere solche mittelbare Diskriminierungen, die die Eltern in den Interviews nennen, sind:

- drohende Todesstrafe oder Gefängnisstrafen bei Einreise in gewisse Staaten,
- blöde Sprüche gegen Homosexuelle,
- schwulenfeindliche Witze,
- «schwul» als gängiges Schimpfwort unter Jugendlichen, oft in Kombination mit «Sau» oder dergleichen,
- der dauernde latente Zwang zu einem Coming-out, da ansonsten Heterosexualität unterstellt wird,
- das Nichtvorkommen von Homosexualität im Schulunterricht.

Die strafrechtliche Drohung bei Einreise in gewisse Staaten belastet viele der interviewten Eltern, auch wenn glücklicherweise niemand von ihnen damit eine unmittelbare Erfahrung gemacht hat. In mehreren Interviews drücken insbesondere Eltern, deren Kinder gerne und viel reisen, ihre diesbezügliche Sorge aus:

«Was uns schon immer etwa noch zu denken gab: Dass es Staaten gibt, zum Beispiel Libyen, wenn sie nach Libyen gehen, sich outen würden, dass dort das Todesurteil, dass solche verfolgt werden, das ist so dort, und das sind schon so Befürchtungen, die natürlich vorhanden sind.»

Thomas' Vater, Interview U5

Wie die mittelbare Diskriminierung auf Eltern und Kinder wirkt, zeigt eindrücklich Dominiks Geschichte. Seine Mutter erklärt, warum sie ein Coming-out gegenüber Bekannten, Nachbarn und sogar Freunden und Verwandten für gefährlich hält:

«Also unter den Jungen, ganz sicher, da hat er es erlebt, jetzt in der Schulzeit. Vor allem, als er noch in die Sekundarschule ging. Obwohl das da noch gar nicht klar war, deklariert irgendwie, aber einfach, da hiess es: «Ou, der ist schwul!» Dann ist er geplagt worden. Obwohl ich das Gefühl habe, da war das noch gar nicht klar, auch für ihn selber nicht. Und nachher fand er, nur weg hier!»

Dominiks Mutter, Interview U7

Dominik wurde in seiner Schulzeit als angeblich Schwuler gehänselt, obwohl zu dem Zeitpunkt weder ihm selber noch seinen Schulkameraden wirklich klar war, dass sich seine sexuelle Präferenz in Richtung Homosexualität entwickelte. Die Mutter erklärt dies damit, dass «schwul» unter jungen Menschen einfach als Schablone für alles «Gschpässige», d.h. alles nicht der Norm Entsprechende, verwendet würde. Diese Erfahrung des Gehänselt- und Ausgrenztwerdens als Kind und Jugendlicher mit der Betitelung «schwul», ohne dass damit ganz konkret Homosexualität gemeint war, macht es nun dem Sohn unmöglich, heute als 19-jähriger in demselben Umfeld ein Coming-out als realer Schwuler zu machen. Die Angst vor Ausgrenzung und Diskriminierung geht so weit, dass der betreffende Sohn den ländlichen Lebensraum verlassen hat und sich als Schwuler nur das Leben in einer grösseren Stadt vorstellen kann. Diese Schilderung von Dominiks Mutter zeigt auch, dass Diskriminierung, Angst vor Ausgrenzung und Gehänseltwerden nicht nur Geschichten aus der Schweiz von gestern sind, sondern aktuell immer noch vorkommen.¹⁵

Die mittelbare Diskriminierung wirkt subtil und führt zu kaum sichtbaren Einschränkungen im Leben der homosexuellen Menschen. So erzählt etwa Damians Vater:

«Und er und sein Partner, die passen sehr viel auf, auch dass sie nicht sich so intim zeigen in der Öffentlichkeit. Die sind sehr vorsichtig und so ...»

Damians Vater, Interview D2

Nebst den mittelbaren Diskriminierungen, die sehr subtil, aber trotzdem stark wirken, berichten die Eltern auch über unmittelbar erlebte Diskriminierungserfahrungen.

In zwei Interviews wird von einer physischen Attacke gegen den schwulen Sohn berichtet. Die beiden Geschichten, die nichts miteinander zu tun haben, verlaufen sehr ähnlich: Einmal ist es während einer Szene-Party, im anderen Fall nach einer Disco, wo unbekannte junge Männer die Schwulen, die beide in Begleitung ihres Partners sind, körperlich angreifen und auf sie einprügeln. Auch hier zeigt sich die mittelbare Wirkung solcher Gewalt: Etliche nicht betroffene Mütter

¹⁵ Gemäss der Studie «Coming-out – und dann ...?!» wurden mehr als die Hälfte der befragten Jugendlichen nach ihrem Coming-out in ihrer Schule, Hochschule oder an ihrem Arbeitsplatz beschimpft, beleidigt oder lächerlich gemacht. Über ein Drittel fühlte sich ausgeschlossen und ein knappes Zehntel wurde körperlich angegriffen (Krell & Oldemeier, 2015).

und Väter äussern in den Interviews die Angst, ihrem Kind (insbesondere ihrem Sohn) könnte etwas Derartiges passieren.

Was die Eltern gelegentlich gegen sich selber gerichtet erlebten, ist verbale Gewalt. Im Fall von Martins Mutter kam sie von einer Fachperson und war deshalb besonders schmerzhaft:

«Also der Jugendpsychiater sagte mir: Also wenn ein Kind schwul ist, dann liegt es an der Mutter, das ist falsche Erziehung.»

Martins Mutter, Interview U4

Weiter wurde an psychischer Gewalt Folgendes berichtet:

- Eine Mutter bekam anonym ein Paket zugestellt, das ausgedrucktes Material enthielt, welches ihre Tochter in lesbischen Internetforen gepostet hatte.
- Ein Elternpaar wurde gemeinsam mit dem schwulen Sohn von einem frommen Cousin darauf aufmerksam gemacht, dass sein Tun sündig sei und entsprechend die Hölle auf ihn warte.
- Mehrere Eltern fanden in ihrem Briefkasten christlich-fundamentalistisches Werbematerial, das Homosexualität als Verbrechen gegen Gott und die Menschheit darstellt.
- Die Lehrperson einer jungen Lesbe weigerte sich, im Auto neben ihrer Auszubildenden Platz zu nehmen, mit den Worten: «Neben so eine wie dich sitze ich nicht.»
- In mehreren Interviews wird berichtet, dass die Knaben in der Schule aufgrund von geschlechtsuntypischem Verhalten ausgelacht oder beschimpft wurden.
- Ein Arbeitskollege, zu dem bis dahin ein gutes Verhältnis bestand, wollte nach dem Coming-out am Arbeitsplatz nichts mehr mit dem schwulen Mann zu tun haben.
- Eine Mutter bekam von einer anderen Mutter, deren Sohn etwas jünger ist, zu hören: «Also, wenn dann dein Sohn ... wenn ich je einmal höre, dass dein Sohn meinen Sohn berührt, oder ...»

Sebastians Mutter erzählt das Beispiel einer verbalen Verunglimpfung, die aufseiten der jugendlichen Täter sehr banal anmutet, aufseiten der schwulen Opfer jedoch grossen Schaden anrichtet:

«Hat er ja erlebt, zum Beispiel, als er dann – er lebt in Zürich – mit seinem Freund, also Partner Hand in Hand herumgelaufen ist, wurde er von Jugendlichen angemacht: «Du schwule Sau!», riefen sie ihm nach. Also das traf ihn sehr. Das traf ihn sehr.»

Sebastians Mutter, Interview U10

Allen diesen Beispielen ist gemeinsam, dass Schwul- oder Lesbischsein als etwas Minderwertiges wahrgenommen wird, ein Grund, durch den sich schon Kinder und Jugendliche berechtigt fühlen, Menschen auszugrenzen und herabzuwürdigen. Der homosexuelle Mensch verliert in den Augen seiner Verfolger rein aufgrund der Tatsache, dass er schwul oder lesbisch ist, den Wert als Mensch, der ihm sonst zugestanden wird.

In ihrer Gesamtheit zeigen die zwanzig Interviews jedoch gut, dass der Alltag schwuler und lesbischer Menschen in der Schweiz heute weitgehend diskriminierungsfrei ist. Sowohl an Schulen, Arbeitsplätzen, im Familienverband, in der Nachbarschaft als auch in der Öffentlichkeit berichten die Eltern von vielen positiven Erfahrungen, die sie und ihre Kinder gemacht haben. So meint etwa Remos Vater:

«Aber sonst, wir haben nirgendwo etwas gehört. Noch nirgendwo! Im Gegenteil. Jetzt auch, er verkehrt noch viel mit Cousin und Cousinen. Und die verstehen einander sehr gut. Es gab nirgendwo ein Problem. Überhaupt nirgendwo. Das hat mich erstaunt.»

Remos Vater, Interview D6

Die vereinzelt erlebten Diskriminierungen entfalten jedoch eine enorme Wirkung, und die von wenigen erlittenen unmittelbaren Diskriminierungen werden für andere zu mittelbaren, sodass die Angst vor Ablehnung, Zurückweisung, Ausgrenzung oder gar physischer Gewalt in einigen Fällen so gross ist, dass ein Coming-out gegenüber Dritten gänzlich vermieden wird. Oder wie es Muriels Vater als Antwort auf die Frage nach Widerständen und schwierigen Erlebnissen ausdrückt:

«Also, wenn ich's richtig verstanden habe, waren die eigentlich in der Minderzahl, aber das gefühlte Gewicht war höher.»

Muriels Vater, Interview D7

Mehrere Eltern sind überzeugt, dass auf dem Land die Diskriminierung von Homosexualität noch immer massiver ist als in der Stadt. Grössere Städte und insbesondere Zürich werden als Orte gepriesen, in denen Schwule und Lesben in Ruhe leben können. Die Schweiz sei weltweit gesehen eine Insel, und Zürich sei eine Insel innerhalb der Schweiz, sagt Saschas Mutter mehrfach in Interview U2.

Viele junge Menschen ziehen in die grösseren Städte und einige wohnen und arbeiten im Ausland – das ist bei homosexuellen Menschen so und auch bei heterosexuellen. Der Unterschied ist, dass Eltern heterosexueller Kinder nie das Gefühl haben, der Wegzug geschehe aufgrund der sexuellen Orientierung und stelle eine Art Flucht dar. Bei den Eltern schwuler Männer kam dieses Gefühl hingegen in einigen Gesprächen zum Ausdruck.

In der Zeit, als die Interviews durchgeführt wurden, lebten zwei Frauen mit ihren Freundinnen in sehr ländlichen Gegenden, die anderen lesbischen Frauen und schwulen Männer lebten alle in Städten, teilweise in den Metropolen der Welt; nicht wenige der in der Schweiz Gebliebener hatten aufgrund der Homosexualität bewusst Zürich als ihren Wohnort gewählt.

Trotz der Überzeugung der Eltern und ihrer Kinder, dass es sich in grossen Städten besser mit Homosexualität leben lässt, muss hier auch gesagt werden, dass die schlimmsten erlebten Diskriminierungen, nämlich physische Angriffe, in der Stadt Zürich stattfanden. Die positiven Erlebnisse, die die Eltern und ihre Kinder mit Familienangehörigen und aussenstehenden Dritten machten, verteilen sich hingegen auf die ganze Schweiz.

Einige Eltern bemerkten in den Gesprächen, dass die Diskriminierungen schwuler Männer und lesbischer Frauen sich sehr unterschiedlich zeigten. Während Schwule häufiger in der Öffentlichkeit angepöbelt oder gar angegriffen würden, litten Lesben eher darunter, dass ihre Lebensform nicht ernst genommen werde, nicht sichtbar sei. Mehrfach machten die Mütter und Väter darauf aufmerksam, dass sie sich von Medien eine sorgfältigere und differenziertere Berichterstattung wünschten, eine, die nicht das Bild von schrillen und übersexualisierten schwulen Männern transportiere.

Aufgrund der immer möglichen Diskriminierungen wägen die Eltern (und ihre Kinder) oft sehr sorgfältig ab, ob es sich lohnt, das Risiko eines Coming-outs auf sich zu nehmen: Liegt bei einer Offenbarung der Homosexualität die Peinlichkeit aufseiten der Homophoben oder aufseiten der Homosexuellen und ihrer Eltern?

«Aber wenn ich jeweils höre: ›Ja weisst du, dort war wieder eine Tunte, die so umherläuft und so ...› Ich habe letztthin an einer GV – wir sind in einem [erklärt die Art des Vereins] – da tat einer so saublöd, und ich habe eigentlich wirklich nur aus Rücksicht auf meinen Mann, weil er geht in diesen Verein und ich bin dort als Passivmitglied, darum habe ich nichts gesagt. Aber ich habe gesagt, wenn das nochmals vorkommt, so werde ich an das Glas klopfen und aufstehen und sagen: ›Ich wollte einfach sagen, bevor es irgendeinmal extrem peinlich wird für euch alle, ja, dass unser Sämi homosexuell ist.› Aber ich konnte das da nicht. Ich merkte einfach, es stimmt jetzt nicht, es ist einfach ... nein.»

Sämis Mutter, Interview U3

4 Fazit: «Dass es Staaten gibt, in denen das Todesurteil ...»

Die Stimmen dieser Eltern aus den zwanzig Interviews zeigen in sehr persönlicher Weise, wie sie die Homosexualität ihrer Kinder erlebt haben und immer noch erleben. Sie führen von frühen und vagen Ahnungen in der Kindheit über ausbleibende gegengeschlechtliche Beziehungen in der Jugend hin zur Gewissheit durch ein Coming-out und damit zur Notwendigkeit, sich mit der besonderen Situation schwuler Männer und lesbischer Frauen auseinanderzusetzen. Obwohl einige Erinnerungen weit in die Vergangenheit reichen und andere elterliche Auseinandersetzungsprozesse gerade erst begonnen haben, sind die drängendsten Sorgen der Eltern recht ähnlich geblieben: Wie gut kann man sich selber damit arrangieren, ein homosexuelles Kind zu haben? Wem kann man es in welcher Form sagen und von woher ist allenfalls Ausgrenzung, Ächtung und Schikane zu erwarten?

Der nun folgende zweite Teil dieses Buches zeigt die gesellschaftlichen Hintergründe, auf denen diese Befürchtungen und Erlebnisse der Eltern beruhen. Denn in den letzten Jahrzehnten hat sich in unserer Kultur die kollektive Einstellung gegenüber Homosexualität und entsprechend der Umgang mit schwulen Männern und lesbischen Frauen massiv verändert. Einige Etappen und Meilensteine dieser Entwicklung, sowohl der internationalen wie auch der schweizerischen, werden im Folgenden nachgezeichnet.



Ein umfassender Wertewandel



Gleichgeschlechtliche Sexualpraktiken sind in hoch entwickelten Staaten heute entkriminalisiert und weitgehend entpathologisiert, homosexuelle Beziehungen werden in breiten Teilen der Bevölkerung als den heterosexuellen Partnerschaften ähnlich wahrgenommen. Einige Länder machen bereits keine Unterschiede mehr zwischen gleich- und gegengeschlechtlichen Paaren und haben ihr Ehe- und Familienrecht entsprechend verändert. Andere Länder, und hierzu gehört die Schweiz, haben Sondergesetze für homosexuelle Paare geschaffen, nachempfunden zwar, aber nicht identisch mit jenen, die für die Verbindung eines Mannes mit einer Frau gelten. Geht es um das Zeugen und Aufziehen von Kindern, bestehen in vielen Ländern rechtliche und bei vielen Menschen moralische Vorbehalte. Der gesellschaftliche Meinungsumschwung, den das Thema Homosexualität in den letzten Jahren und Jahrzehnten erfahren hat, lässt sich nicht isoliert begreifen, sondern steht in Wechselwirkung zu anderen gesellschaftspolitischen Themen. Insbesondere besteht eine enge Verflechtung zwischen Geschlecht und Sexualität, sodass es einer Analyse des heteronormativen Paradigmas bedarf, um zu verstehen, was mit «Homosexualität» und mit «Homosexuellen» in der westlichen Welt aktuell passiert. Das Bewusstsein um diese Verflechtung drückt sich sprachlich aus, wenn nicht mehr isoliert von «Homosexuellen» die Rede ist, sondern vermehrt von LGBT (Lesbian, Gay, Bisexual und Trans*) oder gar von LGBTIQSSAY (lesbian, gay, bisexuel, transgender, intersexual, queer, questioning, straight-sympathetic allies youth) (vgl. Wichins 2006, S. 161). Nachfolgend werden erst die markanten rechtlichen und gesellschaftlichen Veränderungen zu gleichgeschlechtlicher Sexualität nachgezeichnet, um diese anschliessend als Teilprozesse der Erosion heteronormativer Lebensrealitäten zu betrachten.

5 Die rechtliche Situation zu Homosexualität

Zivilrecht: Partnerschaftsgesetze und Ehen

1989 führte Dänemark als erstes Land der Welt ein Partnerschaftsgesetz ein. Die meisten europäischen und einige aussereuropäische Staaten folgten diesem Beispiel. Heute sind rechtlich gültige homosexuelle Verbindungen in allen europäischen Staaten ausser Bulgarien, Rumänien, Polen, Lettland, Litauen und der Slowakei möglich. Einige EU-Länder – wie beispielsweise Österreich 2010 oder Griechenland und Italien 2016 – erliessen erst unter Druck des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte entsprechende Gesetze.

In den Anfängen waren Partnerschaftsgesetze als Zusammenleben zweier erwachsener Menschen mit weit weniger Privilegien als eine eheliche Gemeinschaft konzipiert. Jedoch erwies sich dieses Konstrukt als nicht praktikabel. Schrittweise mussten aufgrund gerichtlicher Entscheide und parlamentarischer Vorstösse die Partnerschaften homosexueller Menschen an die rechtlichen Möglichkeiten heterosexueller Paare angeglichen werden, sodass sie von Rechtsinstituten mit nur wenig mehr Privilegien als ein Konkubinat hin zu immer eheähnlicheren Gebilden mutierten.

Als Idealtypus für Konkubinatsverträge kann der 1999 eingeführte französische *Pacs*¹⁶ angesehen werden, der sich auf rein vermögensrechtliche Aspekte (Steuer- und Erbrecht) konzentriert und dem Paar eine leicht zu schliessende und leicht aufzulösende rechtskräftige Verbindung sichert, was wichtig ist für medizinische

¹⁶ Pacte civil de solidarité.

Auskünfte, Spital- und Gefängnisbesuche sowie für die Wohnungssuche. Hingegen werden alle Fragen des Kindesrechts explizit ausgeschlossen (vgl. Mécary 2009). Obwohl ursprünglich für homosexuelle Paare gedacht, erlangte der Pacs riesige Beliebtheit bei heterosexuellen Paaren. Gemäss insee (2015)¹⁷ schlossen im Jahr 2014 in Frankreich 230'307 heterosexuelle Paare eine traditionelle Ehe und 167'208 einen Pacs. Nur 6261 und damit 3,6 Prozent aller Pacs wurden durch homosexuelle Paare eingegangen. Längst ist «se pacser» ein umgangssprachliches Verb geworden. Seit 2013 können homosexuelle Paare in Frankreich auch heiraten. Damit dürfen nun Paare, unabhängig ihres Geschlechts und ihrer sexuellen Orientierung, wählen, ob sie eine Ehe oder einen Pacs eingehen wollen.

Das erste Land weltweit, das die Ehe für homosexuelle Paare erlaubte, waren die Niederlande 2001. Danach folgten in Europa Belgien, Spanien, Norwegen, Schweden, Portugal, Island, Dänemark, Frankreich, Luxemburg und Grossbritannien. Dabei ging Spanien einen sehr eigenen Weg, indem es die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare direkt einführte und nicht erst einen Umweg über Partnerschaftsgesetze machte, wie das die übrigen europäischen Länder taten. In Finnland wird voraussichtlich im Mai 2017 ein vom Parlament Ende 2014 beschlossenes Gesetz in Kraft treten, das die Ehe gleichgeschlechtlichen Paaren zugänglich macht. In Slowenien beschloss das Parlament im März 2015, die Ehe inklusive Adoptionsmöglichkeiten für homosexuelle Paare zu öffnen. Dagegen stellten sich die rechtsgerichtete Opposition und die Kirche und verlangten, das Gesetz dem Volk zur Abstimmung vorzulegen. In der Abstimmung im Dezember 2015 lehnten fast zwei Drittel der Abstimmenden die Ehe für Homosexuelle ab.

Die meisten nordischen Länder, so etwa Dänemark, Island, Norwegen und Schweden, die Pioniere für Partnerschaftsgesetze darstellten, haben dieses Rechtsinstitut mit der Eheöffnung für homosexuelle Paare für beendet erklärt. Dabei können früher geschlossene eingetragene Partnerschaften in Ehen umgewandelt oder beibehalten werden, aber es werden keine neuen homosexuellen Partnerschaften mehr registriert.

Wie Frankreich haben dagegen die Niederlande und Belgien ihre Partnerschaftsgesetze beibehalten und bieten nun allen homo- und heterosexuellen Paaren die Wahl, eine Ehe oder eine eingetragene Partnerschaft einzugehen.

Andere Länder dagegen – wie die Tschechei, Ungarn, Estland, Kroatien, Deutschland mit seinem LPartG (Lebenspartnerschaftsgesetz) von 2001, die Schweiz mit

17 Institut national de la statistique et des études économiques.

ihrem PartG (Partnerschaftsgesetz) seit 2007 und Österreich mit seinem EPG (Eingetragene-Partnerschafts-Gesetz) seit 2010 – knüpfen die zivilrechtliche Partnerschaftsform an die sexuelle Orientierung. Damit ist heterosexuellen Paaren nur die Ehe und homosexuellen Paaren nur die eingetragene Partnerschaft erlaubt. Einige osteuropäische Nationen haben zusätzlich mit Verfassungsänderungen die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare explizit verboten, so zum Beispiel Lettland 2005, Ungarn 2012, Kroatien 2013 und die Slowakei 2014.

Als Paradebeispiel für den raschen Wertewandel bezüglich Homosexualität in Europa gilt Irland, das im Mai 2015 mit einem Referendum seine Bevölkerung dazu befragte, ob die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare eingeführt werden solle. Über 60 Prozent der an der Abstimmung teilnehmenden Bürger und Bürgerinnen sprachen sich für eine Ehe für homosexuelle Paare aus. Bis 1993 standen in Irland homosexuelle männliche Handlungen noch unter Strafe, 2010 wurde ein Partnerschaftsgesetz eingeführt, das schrittweise die Rechte homosexueller Paare an die heterosexuelle Ehe anglich, und nur fünf Jahre später wurde die Ehe gleichgeschlechtlichen Paaren zugänglich gemacht. Die eingetragenen Partnerschaften in Irland wurden automatisch in Ehen umgewandelt, das Rechtsinstitut der eingetragenen Partnerschaft wurde aufgehoben.

Betrachtet man also Europa im Jahr 2016 bezüglich seines zivilrechtlichen Umgangs mit Homosexualität, ergibt sich ein vielfältiges Bild: Von vollumfänglicher Gleichstellung bis zu gänzlich rechtlosem Status findet sich alles. Dazwischen gibt es Partnerschaftsgesetze nur für homosexuelle Paare als gewollt minderwertige Alternative zur Ehe; es gibt Partnerschaftsgesetze für homo- und heterosexuelle Paare als einfachere Alternative zur traditionellen Ehe; es gibt Partnerschaftsgesetze mit nur wenig mehr Privilegien im Vermögens- und Erbschaftsrecht als ein Konkubinat sie bietet, und es gibt Partnerschaftsgesetze, die inhaltlich der Ehe vollumfänglich gleichgestellt sind, aber noch nicht «Ehe» heißen.

Grob lässt sich Europa in drei Regionen einteilen: Einen Gürtel bilden die Iberische Halbinsel, Frankreich, Grossbritannien, die Beneluxstaaten und Skandinavien, wo homosexuelle Partnerschaften den heterosexuellen gleichgestellt sind, also gleichgeschlechtliche Paare heiraten und Kinder adoptieren können, wobei es vereinzelt Spezialnormen gibt, die Adoptionen oder künstliche Fortpflanzung einschränken. So erlaubte beispielsweise Schweden verheirateten homosexuellen Paaren lange die Auslandadoption nicht – aus Rücksicht auf Eltern, die in homophoben Kulturen leben.

Im Innern des Kontinents gibt es jene Staaten, in denen noch explizit unterschiedliche Gesetze für homo- und heterosexuelle Paare gelten. Durch zahlreiche

Anpassungen und gerichtliche Entscheide nähern sich diese Partnerschaftsgesetze, je länger sie bestehen, mehr und mehr den ehelichen Gemeinschaften an. Von besonderer gesellschaftspolitischer Brisanz sind dabei all jene Fragen, die Kinder mitbetreffen.

Eine dritte Kategorie bilden jene Länder, die bisher keine rechtliche Regelung für gleichgeschlechtliche Paare kennen. Dies sind derzeit nur noch die ehemaligen Ostblockstaaten Bulgarien, Rumänien, Polen, Lettland, Litauen und die Slowakei.

Damit ist das Zivilrecht für homosexuelle Paare enorm komplex geworden, und es verändert sich aufgrund fortlaufender Rechtsprechung innert kürzester Zeit immer wieder. Um die komplizierte Rechtslage zu vereinfachen, empfahl das Europäische Parlament seinen Mitgliedsländern schon lange die gegenseitige Anerkennung gleichgeschlechtlicher Ehen und eingetragener Partnerschaften. Da die Rechtsinstitute der diversen Länder jedoch sehr unterschiedlich sind, ist die juristische Situation verworren und bedarf einer andauernden Klärung vor sämtlichen Gerichten Europas. Immerhin haben 18 EU-Staaten im Juni 2016 eine gemeinsame Einigung erzielt, gemäss der internationale Paare mehr Klarheit bei Rechtsstreitigkeiten bekommen sollen. Diese Regeln, die insbesondere Zuständigkeiten von Gerichten betreffen und vermeiden sollen, dass in mehreren Staaten in derselben Angelegenheit prozessiert wird, gelten sowohl für eingetragene Partnerschaften wie auch für Ehen.

Wird schliesslich auch die aussereuropäische Rechtslage in die Betrachtungen einbezogen, ergibt sich ein unendlich vielschichtiges Bild der Weltsituation. Derzeit (vgl. International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association ILGA 2016) haben 22 Staaten die Ehe für homosexuelle Paare geöffnet. Nebst europäischen sind dies nord- und südamerikanische Länder sowie Südafrika und Neuseeland. Südafrika bildet eine grosse Ausnahme auf dem afrikanischen Kontinent, hat es doch bereits 2006, als viertes Land weltweit, Ehe und Adoptionsrechte für gleichgeschlechtliche Paare ermöglicht. Ansonsten gibt es in Afrika keine zivilrechtlichen Möglichkeiten für Homosexuelle.

Die Bermuda-Inseln haben im Juni 2016 über die Öffnung der Ehe und über die Einführung eines Partnerschaftsgesetzes für gleichgeschlechtliche Paare abgestimmt. Beide Vorlagen wurden mit 69 Prozent bzw. 63 Prozent der Stimmen abgelehnt.

Ausserhalb Europas gibt es kaum Partnerschaftsgesetze, lediglich Chile und Ecuador kennen ein solches Rechtsinstitut.

Ebenso gibt es auf dem asiatischen Kontinent weder Partnerschaftsgesetze noch Ehemöglichkeiten für Homosexuelle. In einigen Staaten – Nepal, Thailand, Tai-

wan, Israel – liegen parlamentarische Vorstösse oder gerichtliche Klagen vor, um dies zu ändern.

Japan und Australien ermöglichen in einzelnen Bezirken eingetragene Partnerschaften, dies aber ohne nationale Verbindlichkeit.

Durch diese Umbruchsprozesse befinden sich Homosexuelle weltweit in einer sehr unsicheren, verwirrenden und widersprüchlichen Rechtslage, sodass immer wieder in aufwendigen Gerichtsverfahren geklärt werden muss, was aktuell gültig sein soll. In stark föderalistischen Ländern kommt erschwerend hinzu, dass die einzelnen Gliedstaaten durchaus sehr unterschiedliche Normen erlassen können, bis eine nationale Regelung zustande kommt. Beispielsweise war dies in den USA der Fall, bis der höchste Gerichtshof landesweit das Verbot gleichgeschlechtlicher Ehen für verfassungswidrig erklärte (Supreme Court, 2015).

Strafrecht: Redeverbot, Todesstrafe und mildernde Umstände

Während in vielen Staaten Homosexualität zu einer zivilrechtlichen Frage geworden ist, beschäftigt sich in anderen Ländern das Strafrecht mit gleichgeschlechtlicher Sexualität.

Gemäss ILGA (2016, online) steht in 13 Ländern oder in Teilen davon auf Homosexualität die Todesstrafe, in 73 Ländern werden Gefängnisstrafen angedroht. Stark vertreten sind hier afrikanische Staaten sowie die Golfregion und Südasien bis Indien, Bangladesch und Myanmar.

Amnesty International (2013) stellt eine zunehmende Homophobie auf dem afrikanischen Kontinent fest. In Uganda beispielsweise wurden 2014 die Gesetze gegen Homosexuelle drastisch verschärft. Ebenso wurden mit Einführung der Scharia in Nordnigeria und Nordsudan, Mauretanien und Somalia harte Strafen gegen schwule Praktiken verhängt. Mahdjoubi (2003) zeigt am Beispiel Iran, wie in Ländern, die kulturell eine grosse Toleranz gegenüber sexuell gefärbten Männerfreundschaften hegten, die politische Re-Islamisierung zu Verfolgung und Diskriminierung schwuler Männer führt. Immer wieder berichtet Amnesty International über vollstreckte Todesurteile an jungen Homosexuellen im Iran. Im Zusammenhang mit dem Suizidversuch des tunesischen Schwulenaktivisten Ahmed Ben Amor beleuchtet Stauffer (2016) die jüngste Entwicklung in den Maghreb-Staaten, die anstelle des Arabischen Frühlings islamistischen Terror gegen homosexuelle Männer gebracht hat.

In Russland ist zwar Homosexualität unter Erwachsenen nicht grundsätzlich verboten, aber 2013 wurden unter Präsident Putin neue strafrechtliche Regeln eingeführt, die die Propaganda für gleichgeschlechtliche Lebensweisen unter

massive Strafandrohungen stellen. Damit werden sowohl Aufklärung an Schulen, journalistisches Arbeiten wie auch Vereinstätigkeiten erschwert oder gar verunmöglicht.

Auch wenn es problematisch ist, die westliche Konzeption homosexueller Identität und Anerkennungsdiskurse auf andere Weltregionen anzuwenden, zeigt sich doch in der Frage des gesellschaftlichen Umgangs mit gleichgeschlechtlichen Sexualpraktiken derzeit eine Spaltung der Welt, die mit anderen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungsprozessen einhergeht.

Und wenn Europa heute fortschrittlich im Umgang mit gleichgeschlechtlicher Liebe erscheint, ist es auch hierzulande noch nicht lange her, seit die letzten Überreste der Kriminalisierung von Homosexualität beseitigt wurden. Zwar wurde das letzte Todesurteil auf dem europäischen Festland wegen «Sodomie» – unter die Homosexualität subsumiert wurde – 1803 in den Niederlanden vollstreckt (Sibalis, 2007), aber bis weit ins 20. Jahrhundert enthielten Gesetzbücher in Europa Bestimmungen zur Bestrafung homosexuellen Verhaltens. In England fand 1895 der aufsehenerregende Prozess gegen den Schriftsteller Oscar Wilde statt, in dem dieser zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde und der ihn beruflich und sozial ruinierte.

In Deutschland war es der berühmt-berüchtigte Paragraph 175, der noch in der Mitte des 20. Jahrhunderts zu Razzien und Prozessen gegen schwule Männer führte. Allein im Jahr 1955 wurden in Deutschland 1628 Männer nach Paragraph 175 verurteilt (Bommarius 2011, online). 1950/51 löste die Verhaftung eines sich prostituierenden jungen Homosexuellen in Frankfurt eine Verfolgungswelle aus, in deren Umfeld sich mehrere Homosexuelle das Leben nahmen und andere ihre bürgerliche Existenz verloren (Kraushaar 1997, S. 60ff.). Der Schweizer Film «Der Kreis» (Haupt 2014) belegt, wie auch im einigermaßen liberalen Zürich Mitte des 20. Jahrhunderts ein schwules Leben Diskriminierung und Verfolgung nach sich zog, obwohl Homosexualität unter Erwachsenen offiziell kein Delikt mehr darstellte.

Jährlich erinnert der am 28. Juni begangene «Christopher Street Day»¹⁸ an die gewalttätigen Polizeirazzien der 60er-Jahre in den USA: In der Stonewall-Bar an der Christopher Street in New York leisteten 1969 erstmals Schwule und Lesben Widerstand und machten mit ihrem tagelangen Aufstand homosexuelle Lebensweisen und die Forderung nach Antidiskriminierung sichtbar. In einigen Staaten der USA blieben Oral- und Analverkehr bis 2003 verboten, erst da erklärte der höchste Gerichtshof landesweit sämtliche «Sodomy Laws» für ungültig (Supreme Court, 2003).

¹⁸ Auch «Pride» genannt.

Bis 1992 galt in der Schweiz, bis 1994 in Deutschland und bis 2003 in Österreich für homosexuelle Handlungen ein höheres Schutzalter als für heterosexuelle. Noch vor einer Generation waren die deutschsprachigen Staaten demnach der festen Überzeugung, dass Jugendliche vor schwulen Männern ganz besonders geschützt werden müssen. Die öffentliche Wahrnehmung männlicher Jugendliebe war vermischt mit der Kriminalisierung von Pädophilie.

In den meisten Fällen war nur die männliche Homosexualität strafbar, die weibliche erhielt in jeder Hinsicht weniger öffentliche und staatliche Aufmerksamkeit. Zuweilen hatten sich die Gerichte ausdrücklich mit der Frage zu beschäftigen, wie es zu rechtfertigen sei, dass männliche Homosexualität strafrechtlich anders behandelt werde als weibliche.

1921 lehnte das britische Oberhaus einen Gesetzesentwurf zur Kriminalisierung lesbischer Sexualität mit der Begründung ab, dass ein solches Gesetz 999 von 1000 Frauen auf etwas aufmerksam machen würde, von dem sie noch nie gehört hätten (Delessert, 2006).

Auch das deutsche Bundesverfassungsgericht beschäftigte sich 1957 mit der Frage, ob die einseitige Kriminalisierung männlicher Homosexualität nicht gegen den in der Verfassung verankerten Gleichheitsartikel verstosse. Es kam zum Schluss, dass dies nicht der Fall sei, «weil der biologische Geschlechtsunterschied den Sachverhalt hier so entscheidend prägt, dass etwa vergleichbare Elemente daneben vollkommen zurücktreten» (BVerG, 1957, S. 1, online). Das Urteil stützte sich auf die Gutachten renommierter sexualwissenschaftlicher Sachverständiger.¹⁹ Diese sahen als grundsätzliche Unterschiede:

- Die männliche Homosexualität sei viel weiter verbreitet als die weibliche.
- Die männliche Sexualität sei mehr drängend und fordernd, die weibliche mehr hinnehmend und zur Hingabe bereit.
- Verführung von Jugendlichen werde durch Schwule häufig, durch Lesben kaum jemals begangen.
- Mädchen seien von Natur aus resistenter gegen gleichgeschlechtliche Verführung als Jungen. («[...] dass das Mädchen weit mehr als der Knabe durch ein natürliches Gefühl für sexuelle Ordnung bewahrt werde [...])»).

¹⁹ Namentlich waren dies: Dr. med. Dr. Phil. Hans Giese, Nervenarzt und Direktor des Instituts für Sexualforschung in Frankfurt; Prof. Dr. Hallermann, Direktor des Instituts für gerichtliche und soziale Medizin der Universität Kiel; Prof. Dr. Dr. h.c. E. Kretschmer, Direktor der Universitätsnervenklinik Tübingen; Prof. Dr. Kroh, Psychologisches Institut der Freien Universität Berlin; Dr. H. Schelsky, o. Prof. der Soziologie an der Universität Hamburg; Landesrätin Dr. Ellen Scheuner, Leiterin des Landesjugendamtes und der Fürsorgeerziehungsbehörde für Westfalen und Lippe; Kriminalrat O. Wenzky, Leiter der Kriminalpolizei in Köln.

- Generell seien homosexuelle Männer fixierter auf die Abweichung als homosexuelle Frauen. («Die als Lesbierin in Erscheinung getretenen Frauen hätten auch geschlechtlichen Umgang mit Männern.»)
- Männliche Homosexualität sei mit weiteren unerwünschten Erscheinungen wie Prostitution, Promiskuität oder Sadomasochismus gekoppelt, weibliche nicht.
- Es sei schwierig, zwischen einer lesbischen Beziehung und einer zärtlichen Frauenfreundschaft eine Grenze zu ziehen, bei Männern sei diese klar.

Aufgrund all dieser Erwägungen befand das Gericht, dass durch homosexuelle Betätigung von Frauen keine Gefährdung der öffentlichen Ordnung ausgehe, von Männern hingegen schon. Eine Gleichbehandlung der Geschlechter im Strafrecht sei nicht angezeigt, weder eine Aufhebung des Paragraphen 175 noch eine Mitkriminalisierung lesbischer Frauen.

Dieses Urteil des höchsten Gerichts aus Deutschland von 1957 zeigt eindrücklich, wie plakativ sich die Geschlechterrollen vor Verhütungspille und sexueller Revolution noch darstellten und wie klar sich vor der Zweiten Frauenbewegung selbst für renommierte Sexualwissenschaftler das soziale Geschlecht und das sexuelle Verhalten unmittelbar aus der Biologie der Geschlechter herleiteten. Interessant ist dabei auch, dass schwule Männer unhinterfragt der männlichen Natur zugeordnet wurden und lesbische Frauen der weiblichen, obwohl ansonsten der Zeitgeist vorherrschte, dass es sich bei Homosexualität um eine Inversion des Körpers und/oder des Geistes handle, dass also schwule Männer zu viel Weibliches und lesbische Frauen zu viel Männliches in sich trügen.

Die Entkriminalisierung von Homosexualität Ende des 19. und im Verlauf des 20. Jahrhunderts in Europa wurde begleitet von einer nachhaltigen Pathologisierung. Was krank ist – und daher unverschuldet –, sollte nach moderner Rechtsauffassung nicht länger bestraft werden. Dies war beispielsweise die Haltung des renommierten Schweizer Psychiaters Auguste Forel, der sich massgeblich dafür einsetzte, Homosexualität unter Erwachsenen zu entkriminalisieren, aber Homosexuelle mit eugenischen Massnahmen an der Fortpflanzung zu hindern (vgl. Delessert 2006, Forel 1905).

Mit dem Aufkommen der Psychiatrie wurde die «konträre Sexualempfindung» zunehmend nicht mehr als Verhalten, sondern als Identität gedeutet. Auch Schwule selber entwickelten in städtischen Subkulturen mehr und mehr die Vorstellung einer eigenen, von der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft differenten und den ganzen Lebensstil umfassenden sexuellen Identität (vgl. Sigusch 2008, Sibalis 2007, Tamagne 2007, Herzer 2001, Foucault 1977).

Die erste offizielle Klassifizierung von Homosexualität als Geisteskrankheit schuf

Von Krafft-Ebing, der 1886 die «konträre Sexualempfindung» nebst vielen anderen Störungen der Sexualität minutiös beschrieb. Als Abgrenzung dazu lieferte er die zeitgenössische Definition des richtigen Sexualempfindens der normalen Frau und des normalen Mannes: «Ohne Zweifel hat der Mann ein lebhafteres geschlechtliches Bedürfnis als das Weib. Folge leistend einem mächtigen Naturtrieb, begehrt er von einem gewissen Alter an ein Weib. Er liebt sinnlich, wird in seiner Wahl bestimmt durch körperliche Vorzüge. Dem mächtigen Drang der Natur folgend, ist er aggressiv und stürmisch in seiner Liebeswerbung. Gleichwohl füllt das Gebot der Natur nicht sein ganzes psychisches Dasein aus. Ist sein Verlangen erfüllt, so tritt seine Liebe temporär hinter anderen vitalen und sozialen Interessen zurück. Anders das Weib. Ist es geistig normal entwickelt und wohlgezogen, so ist sein sinnliches Verlangen ein geringes. Wäre dem nicht so, so müsste die ganze Welt ein Bordell und Ehe und Familie undenkbar sein. Jedenfalls sind der Mann, welcher das Weib flieht, und das Weib, welches dem Geschlechtsgenuss nachgeht, abnorme Erscheinungen. Das Weib wird um seine Gunst umworben. Es verhält sich passiv. Es liegt dies in seiner sexuellen Organisation und nicht bloss in den auf dieser fussenden Geboten der guten Sitte begründet. (...) Auch beim unverheirateten Weibe ist sexueller Umgang etwas ganz anderes als beim Manne. Die Gesellschaft verlangt vom ledigen Manne Sittsamkeit, vom Weibe zugleich Keuschheit. Auf der Kulturhöhe des heutigen gesellschaftlichen Lebens ist eine sozialen sittlichen Interessen dienende sexuelle Stellung des Weibes nur als Ehefrau denkbar.» (Krafft-Ebing 1997, S. 12ff). Sowohl Richard Von Krafft-Ebing wie auch Auguste Forel und im englischsprachigen Raum Havelock Ellis (vgl. Dixon 2009, Crozier 2008,) konzipierten den «Homosexuellen»²⁰ als einen in seinen gesamten psychischen und physischen Lebensäusserungen von einer Verweiblichung Betroffenen und moralisch Irren.

Das erste DSM²¹ von 1952 der APA²² sowie auch die ICD²³ der 1948 gegründeten Weltgesundheitsorganisation (WHO) übernahmen die Klassifizierung von Homosexualität als Geisteskrankheit und behielten diese bis 1973 bzw. bis 1992 bei. Entsprechend führten Psychologie und Psychiatrie des 20. Jahrhunderts ein umfassendes Angebot an Therapien für Homosexuelle, weit verbreitet war zum

20 Die heute gebräuchlichen Begriffe «homo-» und «heterosexuell» kamen Ende des 19. Jahrhunderts in Umlauf. Andere Bezeichnungen wie «Urnige», «Conträresexuelle», «Invertierte» oder «Uranier» waren parallel dazu ebenso gebräuchlich und zeigen auch sprachlich, wie gleichgeschlechtliche Sexualität von einem moralischen Verbrechen – Sodomie – zu einer perversen Identität wurde.

21 Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders

22 American Psychological Association

23 International Classification of Diseases

Beispiel Mitte des Jahrhunderts die Aversionstherapie, bei der Homosexuelle gleichzeitig erregt und gequält wurden, um mittels klassischer Konditionierung die falsche sexuelle Vorliebe zu heilen (vgl. Rizzo 2007).

Die Mehrheit heutiger Psychiater und Psychologinnen hat davon Abstand genommen, Homosexualität als Pathologie zu betrachten und behandeln zu wollen. Die Meinung, dass Homosexualität eine gleichwertige Alternative im Bereich menschlicher Sexualität zu Heterosexualität sei, scheint sich in der wissenschaftlich fundierten Psychologie und Psychiatrie allmählich durchgesetzt zu haben. Rauchfleisch (2011, S. 139ff.) zeigt allerdings am Beispiel der Psychoanalyse, wie sehr unhinterfragte gängige Fachmeinungen Diskriminierungen transportieren können. Und im breiten Feld trivialpsychologischer und esoterischer Heilbehandlungen finden sich viele homophobe Elemente. Zudem halten auch einige religiös orientierte Organisationen an der Idee fest, Homosexualität sei heilbar, und bieten entsprechende Therapien an. Beispielsweise gründete der Psychiatrieprofessor Benjamin Kaufman 1992 aus Protest über die seiner Meinung nach zu liberale Haltung der APA die «National Association for Research and Therapy of Homosexuality». Die Internetseite dieser Organisation wirbt Homosexuelle zu Therapiezwecken an, publiziert Erfolgsmeldungen über gelungene Umpolungen der sexuellen Orientierung und verbreitet Forschungsergebnisse, die Homosexualität als krank deklarieren (vgl. www.narth.com).

6 Die Situation in der Schweiz

Mit Einführung des ersten gesamtschweizerischen Strafgesetzbuches von 1942 wurden homosexuelle Handlungen unter Erwachsenen in der Schweiz legal. Zuvor hatten die Kantone ganz unterschiedliche Regelungen getroffen. Bis 1992 galt aber für männliche homo- und für heterosexuelle Handlungen ein anderes Schutzalter (20 anstelle von 16 Jahren), sodass trotz der grundsätzlichen Entkriminalisierung Homosexuelle gerade in der Zeit der erwachenden Sexualität öfters juristisch und polizeilich verfolgt wurden.

Das Bundesgesetz über die eingetragenen Partnerschaften gleichgeschlechtlicher Paare (PartG) hatte 2005 die Hürde des Referendums zu bestehen, ehe es im Januar 2007 in Kraft trat. In der Volksabstimmung vom 5. Juni 2005 wurde es mit einem 58-prozentigen Ja-Stimmen-Anteil gutgeheissen; in sieben Kantonen – Appenzell Innerrhoden, Wallis, Tessin, Thurgau, Uri, Jura und Schwyz – stimmte eine Mehrheit gegen das Gesetz. Die ablehnenden Kantone sind alle ländlich geprägt und weisen mit Ausnahme des Kantons Thurgau eine mehrheitlich katholische Bevölkerung auf. Vor der Abstimmung hatten bereits einzelne Kantone wie Zürich und Genf auf kantonaler Ebene Partnerschaftsgesetze eingeführt.

Mit ihrem Partnerschaftsgesetz wählte die Schweiz die Variante eines neuen Zivilstandes ausschliesslich für Homosexuelle, während die Ehe heterosexuellen Paaren vorbehalten bleibt und das Konkubinat in der Schweiz keine formelle Rechtsform darstellt. Das PartG schuf von Anfang an in gewissen Bereichen (Steuer-, Versicherungs-, Erb- und Arbeitsrecht) eine Gleichstellung mit verheirateten Paaren, machte in anderen jedoch einen wesentlichen Unterschied zur Ehe. So besteht kein verfassungsrechtlicher Schutz, es gibt keine Verlobung und ein einfacheres Trennungsverfahren, als Güterrechtsstand ist Gütertrennung

vorgesehen und nicht wie bei Verheirateten die Errungenschaftsbeteiligung, der Zivilstand lautet «in eingetragener Partnerschaft» bzw. «in aufgelöster Partnerschaft» und – was viele Lesben und Schwule als wichtigsten Punkt erachten – homosexuelle Paare sind ausdrücklich von Adoption und künstlicher Fortpflanzung ausgenommen. Mit dem Verbot der Adoption sind Homosexuelle schlechter gestellt, wenn sie eine Partnerschaft eintragen, als wenn sie ledig bleiben (vgl. Copur 2008, Büchler 2007, Ziegler et al. 2007).

Einige der Unterschiede zwischen Ehe und eingetragener Partnerschaft wurden zwischenzeitlich behoben. So wurde etwa 2013 das Namensrecht eingetragener Paare jenem von Ehepaaren gleichgestellt. Das Parlament hat im Sommer 2016 ein Gesetz verabschiedet, das die Stiefkindadoption in homosexuellen Partnerschaften ermöglichen soll. Dagegen haben CVP-, SVP- und EDU-Vertreter das Referendum ergriffen, brachten allerdings die erforderlichen 50'000 Unterschriften nicht zustande, womit das neue Adoptionsrecht in Kraft treten wird. Ebenso sollen, wenn es nach dem Willen des Parlaments geht, die letzten Unterschiede, die in Bezug auf erleichterte Einbürgerung noch bestehen, aufgehoben werden. Im Dezember 2013 hat die Grünliberale Partei die parlamentarische Initiative «Ehe für alle» lanciert, der inzwischen sowohl die Rechtskommission des National- wie auch des Ständerates Folge gegeben haben. Das Geschäft wird im Parlament weiterbehandelt und in den nächsten Jahren zur Volksabstimmung kommen. Wesentlich ist Absatz 2 des Artikels 160 der Bundesverfassung, der folgendermassen geändert werden soll: «Die gesetzlich geregelten Lebensgemeinschaften stehen Paaren unabhängig von ihrem Geschlecht oder ihrer sexuellen Orientierung offen» (parlamentarische Initiative 13.468, online).

In die gegenläufige Richtung zielte eine Initiative der Christlichen Volkspartei CVP unter dem Titel «Für Ehe und Familie – Abschaffung der Heiratsstrafe», die primär die finanziellen Benachteiligungen von Ehepaaren bei Steuern und Altersvorsorge gegenüber Konkubinatspaaren aufheben, gleichzeitig aber in der Bundesverfassung festschreiben wollte: «Die Ehe ist die auf Dauer angelegte und gesetzlich geregelte Lebensgemeinschaft von Mann und Frau.» Damit wäre, gleichzeitig zum eigentlichen Anliegen – der Abschaffung der «Heiratsstrafe» –, für homosexuelle Paare die Ehe explizit verschlossen worden. Das Schweizer Stimmvolk lehnte diese Initiative im Februar 2016 sehr knapp mit 50,8 Prozent ab. (Volksinitiative 13.085, online). Auch in Zürich scheiterte Ende November 2016 eine kantonale Initiative der EDU, welche in der Kantonsverfassung die Ehe als Verbindung zwischen Mann und Frau verankern wollte.

Diese grundsätzlichen gesellschaftspolitischen Debatten zeigen sehr gut den Zwiespalt, in dem sich die Schweiz aktuell befindet: Soll sie den nordischen und

westeuropäischen Ländern folgen, die mehr und mehr homosexuelle Lebensgemeinschaften mit heterosexuellen Ehen gleichgestellt haben, oder soll sie sich, wie einige ost- und südeuropäische Staaten, dieser Entwicklung entgegenstellen und am traditionellen heterosexuellen Ehemodell festhalten?

Das Bundesamt für Statistik (BfS 2016) zählte seit dem Inkrafttreten des PartG folgende registrierte und aufgelöste Partnerschaften:

Eingetragene Partnerschaften

| | Total | Beide Partner männlich | Beide Partner weiblich |
|-------------|-------|------------------------|------------------------|
| 2007 | 2004 | 1431 | 573 |
| 2008 | 931 | 660 | 271 |
| 2009 | 872 | 588 | 284 |
| 2010 | 720 | 499 | 221 |
| 2011 | 672 | 426 | 246 |
| 2012 | 695 | 428 | 267 |
| 2013 | 693 | 463 | 230 |
| 2014 | 720 | 450 | 270 |
| 2015 | 701 | 440 | 261 |

Aufgelöste Partnerschaften

| | Total | Beide Partner männlich | Beide Partner weiblich |
|-------------|-------|------------------------|------------------------|
| 2007 | 1 | 1 | 0 |
| 2008 | 27 | 20 | 7 |
| 2009 | 31 | 22 | 9 |
| 2010 | 77 | 49 | 28 |
| 2011 | 91 | 58 | 33 |
| 2012 | 104 | 66 | 38 |
| 2013 | 126 | 91 | 35 |
| 2014 | 144 | 92 | 52 |
| 2015 | 184 | 117 | 67 |

Sieht man von Mehrfachverpartnerungen ab und lässt die Frage von Ein- und Auswanderung beiseite, dürften also in der Schweiz derzeit 14'446 Menschen mit dem Zivilstand «in eingetragener Partnerschaft» und 1570 mit dem Zivilstand «in aufgelöster Partnerschaft» leben.

In Anbetracht der über acht Millionen Menschen zählenden Wohnbevölkerung ist dies ein verschwindend kleiner Teil und die Zahlen scheinen auf ein nicht allzu grosses Interesse an der eingetragenen Partnerschaft hinzudeuten: Die Rechnung ergäbe, dass nicht einmal 0,2 Prozent der Gesamtbevölkerung bzw. – bei einer Annahme von 5 Prozent Homosexuellen an der Gesamtgesellschaft²⁴ – 4 Prozent aller Homosexuellen in der Schweiz entweder in eingetragener oder in aufgelöster Partnerschaft leben würden.

Dieser Befund kann jedoch unterschiedlich interpretiert werden. Es lässt sich daraus schliessen, dass homosexuelle Menschen an verbindlichen und staatlich registrierten Partnerschaften wenig Interesse haben, oder auch, dass die eingetragene Partnerschaft ihnen als Rechtsform nicht zusagt, zum Beispiel, weil sie eine minderwertige Verbindung im Vergleich zur Ehe darstellt. Über das Leben Homosexueller, die ihre Partnerschaften nicht eingetragen haben oder keine eheähnlichen Partnerschaften leben wollen, ist aktuell wenig Datenmaterial vorhanden. Die Studien der letzten Jahre, sowohl im In- wie auch im Ausland, konzentrierten sich auf Ähnlichkeiten zwischen homo- und heterosexuellen Beziehungen sowie auf Fragen von Diskriminierungen. Die öffentliche Debatte rund um Homosexualität ist seit Jahren weitestgehend von Partnerschaftsgesetzen, Ehemodellen und Kinderfragen besetzt. Andere Arten, (Homo-)Sexualität zu leben, entziehen sich derzeit der öffentlichen Diskussion.

Es fällt auf, dass deutlich mehr Männer- als Frauenpaare ihre Partnerschaften eintragen. Erklärungen dazu mag es viele und sehr unterschiedliche geben: von der historisch massiven Diskriminierung schwuler Männer über einen grösseren Hang zu Kitsch und Romantik, über die Flucht aus der AIDS-Promiskuität in die bürgerliche Ehe bis hin zur Annahme, dass es einfach mehr homosexuelle Männer als Frauen in der Bevölkerung gibt. Oder von einer kritischeren Einstellung gegenüber dem Institut Ehe auf Frauenseite über eine weniger eindeutige Fixie-

24 Verschiedene Studien zur Prävalenz von Homosexualität gehen von einem Anteil zwischen 2 und 10 Prozent in der Gesamtbevölkerung aus (z. B. Groneberg 2006, Fiedler 2004, Bosinski 2000). Haben Befragte die Möglichkeit, Abstufungen vorzunehmen, erklären sich Männer öfter als eindeutig hetero- oder homosexuell als Frauen, deren Selbstdeklaration bevorzugt im mittleren Bereich liegt.

Die Elternvereinigung «fels» geht auf ihrer Homepage von einer hohen Prävalenz zwischen 10 und 15 Prozent aus, das Schulprojekt ABQ, eine Partnerorganisation der GLL-Schulbesuche, nimmt 3 bis 10 Prozent an. Die Zahlen steigen und sinken je nach Definition von Homosexualität.

rung der sexuellen Orientierung bis hin zum Verlust von Alimentenzahlungen bei geschiedenen Frauen.

Verglichen mit der Ehe sind die Auflösungsquoten eingetragener Partnerschaften derzeit noch bescheiden,²⁵ aber sie steigen von Jahr zu Jahr. Seriöse Vergleiche zwischen homo- und heterosexuellen Partnerschaften werden erst nach einem längeren Zeitraum möglich sein, und solange die beiden Lebensformen rechtlich nicht identisch sind, sondern sich gerade punkto Auflösung stark unterscheiden, können aus den Zahlen, welcher Art auch immer, keine Rückschlüsse auf unterschiedliches Beziehungsverhalten Homo- und Heterosexueller gezogen werden. Etwa ein Drittel aller eingetragenen Partnerschaften wird im Grossraum Zürich geschlossen und aufgelöst, in ländlichen Kantonen ist die Anzahl minim.

25 Obwohl die Sonntagszeitung vom 17. Juli 2016 behauptete: «Schwule und Lesben trennen sich häufiger als Hetero-Paare.»

7 Kinder homosexueller Menschen

Es wird vermutet, dass das PartG die Abstimmung durch das Volk 2005 nur deshalb bestehen konnte, weil das Kinderhaben mit Artikel 28 (Verbot von Adoption und Möglichkeiten der Reproduktionstechnologie) den homosexuellen Paaren explizit abgesprochen wurde (vgl. Copur 2008, Büchler 2007).

Auch in anderen Ländern, die bereits vor der Schweiz Partnerschaftsgesetze geschaffen hatten, wurden homosexuelle Paare in der ersten Version der Partnerschaftsgesetze als reine Verbindung zweier erwachsener Menschen, nicht aber als Grundstein von Familien gesehen. Überall stellte sich aber relativ schnell die Frage nach Kindern: Einerseits bringen oft Elternteile (vorwiegend Frauen) Kinder aus früheren heterosexuellen Beziehungen mit in die neue Lebensform, andererseits haben zuweilen auch gleichgeschlechtliche Paare einen ausgeprägten Kinderwunsch, den sie sich erfüllen.

Die Möglichkeiten für lesbische Frauen, Mutter zu werden, sind vielfältig, für schwule Männer, die Vater werden wollen, ist die Situation einiges schwieriger. So gibt es lesbische Frauen (sowohl in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften wie auch alleinstehende), die durch herkömmlichen Geschlechtsverkehr mit einem homo- oder heterosexuellen Mann schwanger werden. Dasselbe lässt sich auch ohne Geschlechtsverkehr durch Einführen des Samens bewirken.

Für schwule Männer, die Vater werden wollen, ist oft der einzig gangbare Weg, dass sich eine lesbische Frau oder ein Frauenpaar mit einem homosexuellen Mann oder Paar verbündet und sie gemeinsam die Verantwortung für ein Kind übernehmen. Diese Lebensform bedarf etlicher Absprachen sowie viel gegenseitigen Vertrauens und sie birgt enorme Herausforderungen für alle Beteiligten. Seit einigen Jahren gibt es Plattformen im Internet, auf denen schwule Männer und lesbische Frauen sich gegenseitig suchen und finden, um ihre Kinderwün-

sche zu erfüllen. Für den deutschsprachigen Raum bietet beispielsweise die kostenpflichtige Plattform www.familyship.org verschiedenste Rubriken an, in denen von der Suche nach Samenspendern bis zu aktiver Vater- und Co-Mutterschaft alles inseriert werden kann.

In der Schweiz steht medizinische Hilfe bei der Fortpflanzung gesetzlich nur heterosexuellen, verheirateten Paaren zur Verfügung (FMedG, Art. 3). Absatz 3 lautet ausdrücklich: «Gespendete Samenzellen dürfen nur bei Ehepaaren verwendet werden.» Lesbische Frauen, die Hilfe bei ihrer Fertilisation benötigen, suchen daher nach Ärztinnen und Ärzten, die illegal Hilfe anbieten, oder nehmen Angebote im Ausland in Anspruch, wo die Rechtslage eine andere ist. Frauen mit Kinderwunsch sowie genügend Zeit und Geld steht nichts im Weg, zum Beispiel nach Dänemark zu reisen. Das entsprechende Wissen ist im Internet leicht zu erhalten – hier im Original der Erfahrungsbericht einer Frau aus Deutschland, der gut aufzeigt, in welcher medizinischen Grauzone sich der Umgang mit der Kinderfrage gleichgeschlechtlicher Paare derzeit befindet:

«Hi,

ich war auch schon ziemlich alt, als wir es versucht haben (lesbisches Paar aus D). Zuerst haben wir es in D mit einem privaten Spender versucht, da war ich 37, dann bald 38 Jahre alt (13 Versuche). Mein Frauenarzt meinte dann, naja, die Chancen sinken mit dem Alter halt wirklich, ich solle mal in eine Kinderwunschklinik gehen. Da war ich dann auch und habe eine Hormonbehandlung bekommen mit Ultraschall-Überwachung, um immer zu gucken, wie viele Eizellen gereift sind und wann sie so weit sind, und zum richtigen Zeitpunkt wurde dann der Eisprung hormonell ausgelöst. Und DANN sind wir aber nach DK gefahren in die Diers-Klinik (liegt in Arhus, das war für uns bequemer und letztlich mit dem Auto näher dran – nicht über Fünen nach Seeland, sondern einfach auf dem Festland geradeaus Richtung Norden), weil die Kinderwunschklinik in Kiel uns zwar soweit betreut hat, aber eben nur soweit – eine Insemination wollten sie nicht machen.

Ich wurde dann beim fünften oder sechsten Versuch ss, und da war ich schon 39.

Normalerweise liegen die Chancen, ss zu werden, bei jedem Versuch ja bei 10 bis 15 Prozent. Das ist nicht sooo viel, und im Alter sinken die Chancen, weil du nicht jeden Zyklus wirklich einen Eisprung haben musst. Also: nicht aufgeben, aber die Chancen vielleicht wirklich optimieren, indem ihr euch in Ö einen Frauenarzt oder eine Klinik sucht, die aufgeklärt genug ist, bei dir eine Hormonbehandlung zur Eisprungunterstützung zu machen? Auch dann kann es

durchaus fünf, sechs Zyklen dauern, es gibt halt keine Garantie. Aber damit erhöhst du die Chancen natürlich eminent.

Zwei Infos noch:

Die Hormonbehandlung in der Kiwu-Klinik hat meine Krankenkasse übernommen, weil es schlicht als Zyklusregulation abgerechnet wurde. Zyklusunregelmässigkeit ist halt eine behandlungsbedürftige Krankheit. Dass ich (auch) mit künstlicher Befruchtung ss werden wollte, hat die KK schlichtweg nichts angegangen, das hätten die bei uns ja eh nicht bezahlt. Die Zyklusunregelmässigkeit wurde erfolgreich behoben ...

Und: Wir sind deshalb nach Arhus in die Diers-Klinik gefahren (die ich im Übrigen sehr empfehlen kann – für das 2. Kind wollen wir da noch mal hin), weil das für uns aus Schleswig-Holstein näher war als z. B. Bonn oder Berlin. Aber es GIBT in D Kliniken, die eine Insemination auch bei lesbischen Frauen machen – vielleicht gibt es in Ö oder in Süddeutschland doch auch welche? Seid ihr sicher, dass ihr wirklich nach DK müsst?

Auf jeden Fall: Good luck!! Versucht es noch, noch bist du nicht zu alt. Wenn du 42 bist, dann wirds richtig schwierig ... aber das ist ja noch ein bisschen hin. Ich wünsche euch viel Glück.

Liebe Grüsse,

Condwin (mit Kind: 13 Monate!)»²⁶

Als neuere Methode wird in einigen Ländern (Spanien, USA und Israel), die medizinische Assistenz für lesbische Frauen erlauben, die sogenannte ROPA-Methode (Reception of Oocytes from PARTner) angewandt. Hierbei wird die eine lesbische Mutter als Eizellenspenderin, die andere als Leihmutter eingesetzt, sodass beide Frauen einen biologischen Anteil an der Entstehung ihres Kindes haben (vgl. Marina et al. 2010).

Die Rechtslage zur Kinderfrage bei homosexuellen Paaren stellt sich genauso verworren und vielfältig dar wie jene zu Partnerschaftsgesetzen und Eheschliessungsmöglichkeiten. In einigen Ländern – wie in der Schweiz – ist der Zugang zu Fortpflanzungsmedizin an den Zivilstand der Frauen geknüpft, in anderen

²⁶ http://forum.gofeminin.de/forum/f116/___f5855_f116-Stork-klinik-erfahrungsaustausch-gesucht.html

Ländern ist es erlaubt, auch beispielsweise alleinstehenden lesbischen Frauen bei ihrem Wunsch nach einem Kind medizinisch behilflich zu sein (ausführlich vgl. Müller-Götzmann 2009).

Die Geschichte der Storkklinik in Kopenhagen zeigt exemplarisch, zwischen welchen juristischen Lücken sich der Kinderwunsch homosexueller Menschen oft bewegt: Die 1999 gegründete Klinik war eine Reaktion auf ein dänisches Gesetz von 1997, das Ärztinnen und Ärzten untersagte, lesbischen oder alleinstehenden Frauen mit Kinderwunsch behilflich zu sein. Die Klinik wurde von Hebammen gegründet und geführt und nutzte damit eine ungeschickte Formulierung im Gesetz, die nur Ärztinnen und Ärzten, nicht aber Hebammen die Assistenz zur artifizialen Reproduktion bei Nichtverheirateten untersagte. 2007 wurde auch für Ärztinnen und Ärzte diese Bestimmung aufgehoben (www.storkklinik.dk).

Die Frage, ob Kinder ein Recht darauf haben, ihre biologische Abstammung später kennenzulernen, wird wiederum in den einzelnen Ländern unterschiedlich gehandhabt. Da in der Schweiz (FMedG Art. 4) Ei- und Embryonenspende sowie Leihmutterschaft verboten sind, betrifft diese Frage hierzulande derzeit nur die Vaterschaft. Nach Schweizer Gesetz hat ein Kind grundsätzlich das Recht, seinen biologischen Vater kennenzulernen. Daher müssen die Daten während 80 Jahren aufbewahrt werden und das Kind erlangt, sobald es erwachsen ist, ein Auskunftsrecht (FMedG Art. 26 und 27). Da aber lesbische Frauen gerade von medizinischer Assistenz im Inland ausgeschlossen sind und durch ausländische, auch anonyme Samenspender zu ihrem Wunschkind gelangen, wirkt das Gesetz, das eigentlich das Kindeswohl zur Grundlage hätte, oft kontraproduktiv.

Lesbische Mütter, die sich dagegen ihren Kinderwunsch durch eine private Samenspende aus dem Freundeskreis oder über eine Internetplattform erfüllen, sehen sich vor die Herausforderungen gestellt,

1. mit dem biologischen Vater dieses Kindes und mit einer allfälligen Partnerin gut abzusprechen, welche Rechte und Pflichten jedem der Beteiligten zukommen sollen, und
 2. sich juristisch beraten zu lassen, wie diese Abmachungen gegenüber dem Staat und Dritten am ehesten zur Geltung kommen,
- denn das Schweizer Recht ist auf derartige Familienformen zurzeit nicht vorbereitet. Wird beispielsweise der biologische Vater von der Kindesmutter den Behörden genannt, wird er automatisch unterhaltspflichtig, egal, ob die beteiligten Erwachsenen dies so vereinbart haben oder nicht.

Eingetragene Partnerinnen dürfen derzeit das Kind noch nicht adoptieren. Im Gegensatz dazu gilt ein heterosexuell verheirateter Mann automatisch als Vater eines Kindes (ZGB Art. 255.1). Ein aussenstehender biologischer Vater hat keinerlei Rechte und Pflichten und kann diese auch nicht einfordern.

Welche juristische Regelung dem Kindeswohl am besten dient, ist eine ethisch komplexe Frage, die die Konzeption des ganzen Familienrechts betrifft.

In einigen Ländern, etwa in den USA, sind die Möglichkeiten auch für schwule Männer vielfältiger, da Eizellenspende und Leihmutterschaft erlaubt sind. Wie bei heterosexuellen Paaren mit Fertilisationsschwierigkeiten wird damit das Kinderbekommen auch zu einer stark von Finanzen abhängigen Frage. So kostete ein vom Schweizer Fernsehen porträtiertes schwules Auslandschweizerpaar die Realisierung seines dreifachen Kinderwunsches in den USA nahezu eine halbe Million Dollar (vgl. Reporter, 2014, online). Die Sendung zeigt anhand verschiedener persönlicher Stellungnahmen, wie die Rechtslage und die individuellen Werte miteinander interagieren: Während Kinderhaben für den älteren der beiden schwulen Männer in jungen Jahren noch keine auch nur denkbare Option war und die Schweizer Verwandtschaft sich auch heute noch skeptisch zur Familiengründung äussert, stehen in den USA von der Leihmutter bis zur ecuadorianischen Nanny alle Beteiligten voll und ganz hinter dem «Projekt».

Im Mai 2015 entschied das Bundesgericht mit 3:2 Stimmen, dass der «ordre public» der Schweiz es nicht zulasse, dass ein Kind zwei Väter als Elternpaar habe. Ein Männerpaar in registrierter Partnerschaft hatte in den USA ein Kind mithilfe einer Eizellenspende und einer Leihmutter sowie der Samenspende des einen schwulen Mannes gezeugt und war, da die Leihmutter auf alle Rechte verzichtete, in den USA offiziell Elternpaar dieses Kindes geworden. Das Bundesamt für Justiz legte Beschwerde dagegen ein, diese beiden Männer in der Schweiz als Väter des Kindes zu registrieren. Während die erste Instanz, das St. Galler Verwaltungsgericht, 2014 den beiden Männern recht gab und damit eine Familienkonstellation rechtlich absegnete, die es nach Schweizer Gesetz eigentlich nicht gibt, gewichtete das Bundesgericht die öffentlichen Interessen stärker als die Interessen dieses homosexuellen Paares, dessen einziger Bezug zu den USA – gemäss Gericht – in der Umgehung des schweizerischen Verbots der Leihmutterschaft bestand (BGE 2015, online).

Anders entschied das Bundesgericht in Deutschland, das nach jahrelangem Rechtsstreit die Co-Mutterschaft für ein nach südafrikanischem Recht in eine eingetragene deutsch-südafrikanische Frauenpartnerschaft geborenes Kind anerkannte. Damit erhielt das Kind, das mit seinen beiden Müttern nach Deutschland eingewandert war, auch das deutsche Bürgerrecht (BGH 2016, online).

Ende 2014 hielt der Verfassungsgerichtshof Österreich in einem Urteil fest, dass das Verbot einer gemeinschaftlichen Adoption durch gleichgeschlechtliche Paare

widerrechtlich und damit aufzuheben sei. Anlass war ein Frauenpaar, das zu seinem mit medizinischer Hilfe im Ausland gezeugten Kind sich die Möglichkeit schaffen wollte, ein Kind zu adoptieren. Der Verfassungsgerichtshof hielt fest: «Der grundsätzliche gesetzliche Ausschluss eingetragener Partner davon, gemeinsam als Vertragspartner eines Adoptionsvertrages ein Wahlkind anzunehmen, während die gemeinsame Elternschaft eingetragener Partner in anderen Konstellationen rechtlich möglich ist, ist daher inkohärent (...) und kann nicht mit der Wahrung des Kindeswohls gerechtfertigt werden.» Eine sachliche und vernünftige Rechtfertigung für eine unterschiedliche Behandlung verheirateter Paare und eingetragener Partnerschaften sei nicht gegeben (VfGH 2014, online).

Zahlen zu Regenbogenfamilien

Wie viele Kinder tatsächlich mit gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, weiss derzeit niemand genau. Copur (2008, S. 35) schätzt für Deutschland und hält die Zahlen für auf die Schweiz übertragbar: «Im Ergebnis kann festgehalten werden, dass ca. ein Fünftel aller schwulen Männer und ein Drittel aller lesbischen Frauen Kinder haben. Hiervon leben ca. 20 Prozent der Väter und 80 Prozent der Mütter mit ihren Kindern zusammen in einem Familienhaushalt.»

Der von der Zeitschrift «Der Schweizerische Beobachter» in Auftrag gegebene Familienmonitor 2008 (gfs 2008) beschäftigte sich ausführlich mit dem Zusammenleben von Erwachsenen und deren Kindern in der Schweiz – und erwähnte auf seinen 48 Seiten mit keinem Wort sogenannte Regenbogenfamilien.²⁷

Das Bundesamt für Statistik führt hierzu erstmals 2012 Angaben, zuvor sind keine offiziellen Zahlen für die Schweiz zu finden. Dabei geht das BFS – allerdings mit einem Vertrauensintervall von 40,2 Prozent – von 325 gleichgeschlechtlichen Paaren aus, bei denen mindestens ein Kind unter 18 Jahren aufwächst. Im Jahr 2014 schätzt das BFS, diesmal mit einem Vertrauensintervall von 33 Prozent, die Anzahl gleichgeschlechtlicher Paarhaushalte mit Kindern auf 660 (BFS 2014, online).

Die Fernsehsendung «schweiz aktuell» vom 3.6.2009 schätzt, dass ca. 6000 Kinder in Regenbogenfamilien aufwachsen. (Setzt man die Zahlen des Bundesamtes für Statistik und des Schweizer Fernsehens allerdings zueinander in Beziehung,

²⁷ Die Selbstbezeichnung «Regenbogenfamilie» beinhaltet mindestens einen homosexuellen Erwachsenen, der mit Kindern in einer Familiengemeinschaft lebt. Dabei können die Kinder aus einer früheren heterosexuellen Partnerschaft stammen oder als Wunschkinder von einem lesbischen oder schwulen Paar adoptiert oder durch artifizielle Reproduktion entstanden sein. Die rechtlichen Möglichkeiten hierfür sind jedoch in den meisten Ländern sehr beschränkt (vgl. Müller-Götzmann 2009, Copur 2008).

wachsen 2012 im Durchschnitt 18,5 Kinder und 2014 immer noch 9 Kinder bei jedem dieser Paare auf ...) Andere Schätzungen, die im Umlauf sind, nennen sogar bis zu 30'000 Kinder in Regenbogenfamilien (vgl. Nay 2016).

Dieses Jonglieren mit Zahlen zeigt, dass derzeit niemand über gesichertes statistisches Material zu Regenbogenfamilien in der Schweiz verfügt. Da die gelebten Familienformen komplex sind und das private Sexualverhalten den Staat eigentlich nichts angeht, ist es schwierig, verlässliche Aussagen dazu zu machen, wie viele Kinder nun genau in welchen Partnerschaftskonstellationen aufwachsen. Das Ansetzen tiefer oder hoher Schätzungen mag, wie immer, auch Ausdruck politischer Haltungen und Wünsche sein.

Klar ist derzeit nur, dass gleichgeschlechtliche Paare mit Kindern eine Minderheit in der Minderheit darstellen und dennoch eine enorm starke sozialpolitische Wirkung entfalten.

Wie ist es für die Kinder?

In den Schweizer Medien wurden in den vergangenen Jahren etliche Regenbogenfamilien porträtiert (vgl. z. B. «Reporter» 2014 und 2010, «schweiz aktuell» 2009, «Leben live» 2008). Auffällig ist, dass in allen diesen Familiengeschichten die Frage aufgeworfen wird, ob die so aufwachsenden Kinder ihre Geschlechterrolle adäquat lernen und ausleben können. Der Kontakt zu Erwachsenen des anderen Geschlechts wird als äusserst wichtig erachtet und dargestellt. So wird beispielsweise betont, dass das kleine Mädchen trotz seiner schwulen Väter Kleider in Pink trägt und lernen kann, wie frau sich schminkt, und dass der kleine Junge einen Grossvater hat, der mit ihm mit Lastwagen und Bagger spielt. Die kommentierende Hintergrundstimme macht im Film «Reporter» (2014) folgende seltsam widersprüchliche Aussage: «Die Nanny ist ein richtiges Mami, nicht in dem Sinne als Mutterersatz, aber sie ist die, die die Frau ist.» Ganz klar wird in diesen medialen Porträts über Regenbogenfamilien die Geschlechterrolle ans biologische Geschlecht geknüpft und mit Erleichterung zur Kenntnis genommen, dass Dritte die «fehlenden» männlichen oder weiblichen Vorbilder ersetzen können.

Dass das Kindeswohl offensichtlich nicht gefährdet ist und dass diese Kinder in gut funktionierenden Familienhaushalten mit überdurchschnittlich liebe- und verantwortungsvollen Erwachsenen aufwachsen, wird in all diesen Porträts sehr offenkundig dargestellt. Was dabei dem Publikum anhand von Einzelfällen vor Augen geführt wird, ist auch das Resultat der bisher vorliegenden Studien: Kinder, die in homosexuellen Partnerschaften aufwachsen, nehmen dadurch kei-

nen Schaden, sie unterscheiden sich in ihrer Identitätsentwicklung – und insbesondere ihrer Geschlechtsidentität – nicht von anderen Kindern, sie werden im Erwachsenenalter mehrheitlich heterosexuell und sie zeigen auch sonst keine auffälligen oder alarmierenden Befunde. Die einzigen Unterschiede, die bisher gefunden werden konnten, sind jene, dass diese Kinder sich durch mehr Toleranz und erhöhte Rollenflexibilität von anderen Kindern unterscheiden (Rupp 2009, Gartrell et al. 2005, 2000, 1999 und 1996, Stacey & Biblarz 2010 und 2001, Patterson 1995). Die positiven Resultate der empirischen Studien zur Entwicklung von Kindern in Regenbogenfamilien spielten eine wichtige Rolle bei den Neuerungen des Kindesrechts in den skandinavischen und in den Benelux-Staaten, die homosexuellen Paaren heute weitgehend Adoptionen erlauben und den Zugang zur Reproduktionsmedizin ermöglichen.

Wenn betroffene Kinder selber zu Wort kommen, erzählen sie ebenfalls keine Monstergeschichten über ihr Aufwachsen bei gleichgeschlechtlichen Eltern (vgl. z. B. Irle 2016, Gerlach & Streib-Brzic 2005), sondern schildern einen Alltag, der dem, in anderen Familienformen lebenden Kindern in nichts nachsteht. Im Gegenteil scheint es im Moment so zu sein, dass Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften absolute Wunsch Kinder darstellen, in die viel Zeit, Geld und Liebe investiert wird. Mehrfach äussern Kinder aus Regenbogenfamilien, wie normal für sie selber diese Familienform ist und wie befremdend und lästig sie es finden, dass sie sich und ihre Eltern vor Aussenstehenden immer wieder erklären und rechtfertigen müssen.

Die einzige wissenschaftliche Studie, die nebst vielen unfundierten Behauptungen gegen Regenbogenfamilien angeführt wird, ist eine Studie aus Dänemark (Frisch & Hviid 2006), welche die statistischen Korrelationen zwischen Kindheitserfahrung und Lebensform im Erwachsenenalter über einen langen Zeitraum untersuchte. Dabei stellte sich heraus, dass Kinder, deren Eltern während der ganzen Kindheit stabil verheiratet waren, stärker dazu neigen, als Erwachsene selber eine Ehe einzugehen, während Kinder von alleinerziehenden, geschiedenen und homosexuellen Eltern häufiger eine andere Lebensform wie registrierte Partnerschaft, Single oder Konkubinat wählen. Diese Tatsache ist aber nur dann alarmierend, wenn die Ehe als bessere Lebensform als jede andere betrachtet wird und wenn der Fokus auf der Form des Zusammenlebens und nicht auf der Qualität liegt.

Dennoch sind Regenbogenfamilien und ganz besonders die heranwachsenden Kinder von Vorurteilen betroffen. Gemäss Rupp (2009) machten 46 Prozent der befragten Kinder Erfahrungen von Ausgrenzung, Hänselei und Diskriminierung

aufgrund ihrer Lebenssituation. Derzeit leben die meisten Regenbogenkinder in Familien mit guten ökonomischen Verhältnissen, eingebettet in einen unterstützenden Freundeskreis und mit überdurchschnittlich gebildeten und aufmerksamen Erwachsenen im familiären Netz, sodass einige Repressionen durch diese vorhandenen Ressourcen abgefedert werden.

Die übermäßige gesellschaftliche Sorge um Kinder, die bei gleichgeschlechtlichen Eltern aufwachsen, im Vergleich beispielsweise zu Kindern in Flüchtlingslagern, armutsbetroffenen Kindern oder Kindern, deren Eltern im Gefängnis sind, liegt wohl mehr in der Angst vor Veränderung als in der tatsächlichen Sorge um das Kindeswohl begründet.

8 Vielfalt versus Heteronormativität

Als 1912 das erste Schweizer Zivilgesetzbuch in Kraft trat, verankerte es für viele Jahre eine heteronormative Sichtweise auf Geschlechter und Sexualität: Es ging von einer selbstverständlichen Existenz zweier Geschlechter²⁸ aus, die sich in Biologie, Identität und Rollenverhalten unterscheiden und idealerweise in der heterosexuellen Ehe als Paar verbinden. Entsprechend wurde der zivilrechtliche Status des Ehemannes und der Ehefrau formell festgeschrieben: Er ist das Haupt der Gemeinschaft, bestimmt die Wohnung und sorgt für den Unterhalt. Sie erhält seinen Namen und sein Bürgerrecht, sie besorgt den Haushalt, er vertritt die Familie und hat die Entscheidungsgewalt, sie unterstützt ihn nach Kräften; wenn sie ihre Aufgabe nicht zu seiner Zufriedenheit erfüllt, stehen ihm Sanktionsmöglichkeiten zur Verfügung (vgl. altZGB, Art. 160–168). Die Ehe wurde als Keimzelle der Familie und diese als Fundament des Staates angesehen, und entsprechend wurde die Ehe gegenüber allen anderen Lebensformen privilegiert.

Bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte diese Konzeption Gültigkeit und deckte sich auch mit den Moralvorstellungen der breiten Öffentlichkeit. Dass die ganze Menschheit sich in zwei Geschlechterkategorien einteilen lässt, dass Mädchen und Knaben unterschiedlich sozialisiert werden müssen, dass gesunde junge Menschen in romantischer Liebe zum jeweils anderen Geschlecht entbrennen und dass Mütter- und Väterrollen spezifische, geschlechtsgebundene Fertigkeiten verlangen, war breiter Konsens in der Gesellschaft. Alles, was diesem Bild widersprach, wurde pathologisiert und kriminalisiert: Nicht richtige

28 Die Selbstverständlichkeit war so gross, dass sie aus dem Alltagswissen hergeleitet werden konnte: Das Schweizer Gesetz hat nirgendwo definiert, was ein Mann und was eine Frau ist, obwohl grosse Teile der Rechtsordnung auf dieser Gegenüberstellung basieren.

Frauen und nicht richtige Männer sowie auch schon nicht richtige Knaben und Mädchen wurden mit verschiedensten medizinischen, psychiatrischen, juristischen und pädagogischen Massnahmen gequält, um sie ins bipolare Geschlechtermodell einzupassen.

War damals noch der Fortbestand der gesellschaftlichen Moralvorstellungen wichtiger als das Schicksal und die Würde einzelner Menschen, hat sich diese Gewichtung gegen Ende des 20. Jahrhunderts markant verschoben. Sowohl auf der Ebene des biologischen Geschlechts (vgl. Inter*), auf der Ebene der Geschlechtsidentität (vgl. Trans*), auf der Ebene der Geschlechterrollen (vgl. Genderrollen) und in Bezug auf die sexuelle Orientierung beginnt sich mehr und mehr ein Konzept der Vielfalt und der persönlichen Rechte gegen ein rigides Einpressen der Menschen in die heteronormative Zweigeschlechtlichkeit durchzusetzen.

Genderrollen

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts begann sich die Frauenrolle in der westlichen Welt unaufhaltsam zu verändern. Frauen erkämpften sich auf allen Ebenen Gleichstellung und wurden nach und nach zu den eigenständigen, mündigen Bürgerinnen, als die sie zu Beginn des 21. Jahrhunderts gelten.²⁹

Ein ganz zentraler Bestandteil dieses gesellschaftlichen Veränderungsprozesses war die sichere Verhütung, die das soziale Leben der Frau von der biologischen Grundlage der Mutterschaft entkoppelte. Gleichzeitig leisteten viele andere Modernisierungsfolgen – wie beispielsweise die kontinuierliche Steigerung der Lebenserwartung, der Ausbau des Sozialstaates und neue technologische Möglichkeiten – wichtige Beiträge, um das soziale Leben der Individuen von ihrer biologischen Funktion der Fortpflanzung loszulösen. Je freier die Menschen aber von der Notwendigkeit der Reproduktion wurden, desto weniger sinnvoll ist eine Ungleichbehandlung von Menschen aufgrund ihres Geschlechts. Eine juristische Andersbehandlung von Männern und Frauen wird heute nur noch in wenigen Bereichen toleriert. In der Schweiz sind dies derzeit (August 2016):

29 Für die Schweiz: Stimmrecht für Frauen 1971; Modernisierung des Kindesrechts 1978; Gleichstellungsartikel in der Bundesverfassung 1982; Anpassung des Eherechts 1988, Überarbeitung des Sexualstrafrechts 1992; Revision des Scheidungsrechts 2000.

- Entstehung des Kindesverhältnisses: Mutterschaft entsteht durch Geburt, Vaterschaft durch Ehe mit der Mutter zum Geburtszeitpunkt oder Anerkennung des Kindes.
- Mutterschaftsurlaub: Mütter erhalten während 14 Wochen gesetzlich garantiert 80 Prozent ihres Lohnes, für Väter ist kein Urlaub nach Geburt des Kindes gesetzlich garantiert.
- Militär- oder Zivildienst: Während dieser für Männer obligatorisch ist, können Frauen ihn freiwillig leisten.
- Pensionierungsalter: Derzeit liegt es für Frauen bei 64, für Männer bei 65 Jahren.
- StGB Art. 124 und 190: Diese beiden Strafnormen schützen ausdrücklich nur Frauen vor Genitalverstümmelung und vor Vergewaltigung.

In allen anderen Bereichen macht das Recht keinen Unterschied mehr zwischen den Geschlechtern, sondern garantiert die verfassungsmässig vorgegebene Gleichbehandlung (BV, Art. 8.3). Über die Einführung des Militärdienstes für Frauen, den Vaterschaftsurlaub und die Angleichung des Rentenalters wird aktuell politisch und gesellschaftlich diskutiert.

Das Aufbrechen der Geschlechternormen leitete den nachhaltigen Zerfall des heteronormativen Paradigmas ein, der bis heute andauert und vermutlich noch längst nicht abgeschlossen ist. Die vermehrte Wahlfreiheit, insbesondere für Frauen, hat neue, egalitärere und kurzlebige Beziehungsformen mit sich gebracht, liess die Scheidungsquote steigen und die Geburtenrate sinken und schuf zahlreiche alternative Lebensformen zur traditionellen Ehe. Gleichzeitig zeigt sich, trotz vermehrter Wahlmöglichkeiten, auch viel Konsistenz in den Geschlechterrollen, zum Beispiel was Berufswahl oder Spielvorlieben von Mädchen und Jungen anbelangt. Es wäre hilfreich und wünschenswert, dass die alte Frage nach Biologie und Sozialisation, nach gesellschaftlichem Konstrukt und essenzieller Gegebenheit mit weniger Ideologie und mehr interdisziplinärer Forschung gestellt würde.

Inter*: Zwischen den Geschlechtern

Nicht nur Geschlechtergleichstellung und Homosexualität stellen das herkömmliche heteronormativ geprägte Recht infrage, sondern auch Phänomene wie Trans* und Inter*, die – genauso wie Homosexualität – sichtbarer und gewichtiger werden, sobald sie gesellschaftlich nicht mehr ausgegrenzt und unterdrückt werden.

Welche Folgen es tatsächlich haben wird, wenn intersexuell geborene Kinder³⁰ – wie von der «Chicago Consensus Conference» 2005 (vgl. Hiort 2007) empfohlen und sowohl vom deutschen Ethikrat (2012, online) wie auch der Nationalen Ethikkommission der Schweiz (NEK 2012, online) gutgeheissen – nicht mehr automatisch kurz nach der Geburt chirurgisch einem Geschlecht zugewiesen werden, sondern ein Stück weit ausserhalb der gängigen Geschlechternormen aufwachsen und über ihr Geschlecht selber Entscheidungen treffen dürfen, wird sich erst in ein, zwei Generationen zeigen. Die NEK empfiehlt: «Alle nicht bagatellhaften, geschlechtsbestimmenden Behandlungsentscheide, die irreversible Folgen haben, aber aufschiebbar sind, sollten daher aus ethischen und rechtlichen Gründen erst dann getroffen werden, wenn die zu behandelnde Person selbst darüber entscheiden kann. Dazu zählen geschlechtsbestimmende Operationen an den Genitalien und die Entfernung der Gonaden, wenn für diese Eingriffe keine medizinische Dringlichkeit (zum Beispiel ein erhöhtes Krebsrisiko) besteht» (NEK 2012, online, S. 14f.).

Zögerlich versuchen einige Länder – Deutschland, Frankreich, Australien –, der Realität intersexueller Menschen juristisch besser Rechnung zu tragen.³¹ In Deutschland gebietet § 22 Abs. 3 des Personenstandgesetzes seit 2013: «Kann das Kind weder dem weiblichen noch dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden, so ist der Personenstandsfall ohne eine solche Angabe in das Geburtenregister einzutragen.»

In Australien existiert seit 2003 für amtliche Dokumente neben «M» und «F» eine dritte Kategorie «X».

Im französischen Tours entschied ein Gericht im Oktober 2015 zugunsten eines 64-jährigen intersexuellen Menschen, dass er sein Geburtsgeschlecht in «geschlechtlich neutral» ändern dürfe, da es damals offensichtlich falsch, also nicht seiner empfundenen Identität gemäss, festgehalten wurde. Dieser Fall wird jedoch aktuell von der Staatsanwaltschaft weitergezogen, da es sich um eine ganz wesentliche juristische Grundsatzentscheidung handelt.

30 In der Regel werden sowohl chromosomale Besonderheiten (Turner-Syndrom, Klinefelter-Syndrom, Swyer-Syndrom) wie auch Stoffwechselstörungen (AGS, Adrenogenitales Syndrom; CAIS, Complete Androgen Insensitivity Syndrome; PAIS, Partial Androgen Insensitivity Syndrome und 5-Alpha-Reduktase-Mangel) zu Intersexualität bzw. DSD gezählt. Einige Fachleute klammern die genetischen Abweichungen aus, andere dagegen (z. B. Fausto-Sterling 2000) zählen Hypospadie mit dazu. Entsprechend höher oder tiefer liegt dadurch die Prävalenz von Intersexualität.

31 Andere Länder wie Indien und Pakistan, die offiziell ein «drittes Geschlecht» kennen, haben dieses ganz anders konzipiert, nämlich nicht medizinisch-biologisch, sondern vielmehr integriert in ein traditionelles Kastensystem. Weder männliche und weibliche Sexualität noch männliche und weibliche Identität werden dabei als ebenbürtig empfunden (vgl. z. B. Wartmann 2006).

2009 fand in Köln ein Präzedenzgerichtsfall statt, bei dem eine intersexuelle Frau 100'000 Euro Schmerzensgeld erhielt und der Arzt verurteilt wurde, der 1977 anlässlich einer Blinddarmoperation bei der 18-Jährigen die weiblichen inneren Geschlechtsorgane entdeckt und eigenmächtig wegoperiert hatte (Landgericht Köln 2009, online). Ebenso verurteilte 2015 das Landgericht Nürnberg-Fürth die Uniklinik Erlangen zu Schadenersatz und Schmerzensgeld an eine intersexuelle Person, die 1995 ohne hinlängliche medizinische Aufklärung operiert worden war (Landgericht Nürnberg-Fürth 2015, online).

Die NEK sieht in ihrem Bericht explizit keinen Grund, die Einteilung der Menschen in ausschliesslich zwei Geschlechter grundsätzlich infrage zu stellen: «Die Kommission vertritt die Ansicht, dass zum jetzigen Zeitpunkt die Zweigeschlechtlichkeit beibehalten werden sollte, weil sie gesellschaftlich und kulturell tief verankert ist und auch Menschen mit DSD³² oftmals den Wunsch haben, als Mann oder Frau ihren Platz in der Gesellschaft zu finden» (NEK 2012, online, S. 16). Daher sollte keine dritte Möglichkeit eines Geschlechtseintrags geschaffen werden, hingegen sollten für eine Änderung des Personenstands bei Intersexuellen weniger hohe Anforderungen als bisher gestellt werden. Der Bundesrat (2016, online) äusserte sich in einer Stellungnahme dahingehend, dass er noch Zeit brauche, um die Empfehlungen der NEK und deren Umsetzung zu prüfen. Vereinigungen intersexueller Menschen berichten indessen auf Plattformen, dass trotz dieser juristischen, ethischen und politischen Erwägungen Neugeborene mit uneindeutigem Geschlecht weiterhin irreversiblen chirurgischen Massnahmen unterzogen werden.

Welcher juristische und gesellschaftliche Umgang mit der Tatsache, dass das biologische Geschlecht der Menschen von Natur aus uneindeutig sein kann, für eine moderne Gesellschaft würdig und menschenrechtskonform ist, scheint derzeit noch keineswegs entschieden zu sein.

Trans*: Die Geschlechter durchquerend

Ebenso haben die Bedeutung und der Umgang mit Geschlechtsidentität in den letzten Jahrzehnten einen eindrücklichen Wandel erfahren. Als Deutschland 1981 – als zweites Land nach Schweden – ein Transsexuellengesetz einführte, galt dieses als modern. Zentral war die heteronormative Annahme, dass wer «im falschen Geschlecht» lebt, automatisch das andere anstrebt. Der juristische

32 DSD: «Disorder of Sexual Development», oder weniger pathologisierend: «Diversity of Sexual Development».

Personenstandseintrag ins Gegengeschlecht wurde von chirurgischen und hormonellen Behandlungen abhängig gemacht, diese beinhalteten zwingend die Zerstörung der Fruchtbarkeit im Ursprungsgeschlecht. Damit sollte sichergestellt werden, dass transsexuelle Menschen sich nicht fortpflanzen und dass es auf gesellschaftlicher Ebene keine Verwirrung bezüglich Vater- und Mutterschaft geben kann. Auch musste eine bestehende Ehe vorgängig geschieden werden, damit durch die Geschlechtsveränderung keine gleichgeschlechtliche Ehe entstehen konnte. Weiter verlangt wurden psychologische Gutachten und Psychotherapie sowie ein gelingender Alltagstest, in dem der «Patient» sich selber, seinen Ärztinnen und seinem ganzen Umfeld die Ernsthaftigkeit seines Anliegens beweisen musste. Das Mindestalter bei Behandlungsbeginn wurde auf 25 Jahre festgesetzt. Die Schweiz hat zwar kein Transsexuellengesetz erarbeitet, aber die medizinisch-juristische Praxis war weitgehend dieselbe wie in Deutschland (vgl. Rauchfleisch 2016, Schweizer 2010, BGE 1993, online).

In der Zwischenzeit wurden nicht nur all diese Auflagen zur Behandlung von Menschen, deren gefühltes Geschlecht nicht mit ihrem biologischen übereinstimmt, nach und nach aufgehoben, sondern überhaupt die Wahrnehmung rund um Geschlechtsidentität grundsätzlich verändert.

2009 strich Deutschland, im Anschluss an einen Entscheid des Bundesverfassungsgerichts (BVerG 2008, online), die Ehelosigkeit als Voraussetzung für die Personenstandsänderung. Anders entschied der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte, der 2014 dem Staat Finnland zugestand, einer MTF-Transsexuellen den rechtlichen Status als Frau zu verweigern, solange sie nicht bereit sei, ihre Ehe mit einer Frau in eine eingetragene Partnerschaft umzuwandeln (EGMR 2014, online).³³ 2011 urteilte das deutsche Bundesverfassungsgericht: «Steht bei einem Transsexuellen das eigene Geschlechtsempfinden nachhaltig in Widerspruch zu dem ihm rechtlich nach den äusseren Geschlechtsmerkmalen zugeordneten Geschlecht, gebieten es die Menschenwürde in Verbindung mit dem Grundrecht auf Schutz der Persönlichkeit, dem Selbstbestimmungsrecht des Betroffenen Rechnung zu tragen und seine selbstempfundene geschlechtliche Identität rechtlich anzuerkennen, um ihm damit zu ermöglichen, entsprechend dem empfundenen Geschlecht leben zu können, ohne in seiner Intimsphäre durch den Widerspruch zwischen seinem dem empfundenen Geschlecht angepassten Äusseren und seiner rechtlichen Behandlung blossgestellt zu werden» (BVerG 2011, online).

³³ Voraussichtlich ab Mai 2017 wird die Ehe für homosexuelle Paare in Finnland möglich sein.

In der Schweiz war es das Zürcher Obergericht (2011, online), das einen wegweisenden Entscheid traf und nicht mehr länger darauf bestand, dass es für einen Namenswechsel zwingend eine geschlechtsangleichende Operation brauche. Das Gericht hielt fest, dass eine derartige Operation einen starken Eingriff in die höchstpersönlichen Rechte eines Menschen darstelle und nur durch ein entsprechendes Gesetz gefordert werden könne.

In zwei Stellungnahmen vom Februar 2012 sprach sich das Eidgenössische Amt für das Zivilstandswesen (EAZW 2012, online) gegen den Zwang der Sterilisierung und gegen den Zwang der Auflösung einer Ehe oder eingetragenen Partnerschaft bei einer Geschlechtsänderung aus und wies die Zivilstandesbehörden an, ausschliesslich bei Vorliegen eines Gerichtsurteils eingetragene Partnerschaften in Ehen zu verwandeln oder umgekehrt.

Bis 2010 wurde in der Schweiz eine mindestens zweijährige Psychotherapie zwingend vorgeschrieben; diese wurde, einem Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte folgend, dann aber wieder fallen gelassen (BGE, 2010, online).

Auch die ehemals gesetzte Altersgrenze, die ursprünglich für eine Behandlung gegeben sein musste, wurde weit nach unten verschoben, da das Leiden jugendlicher Trans*menschen in der Pubertät sehr gross ist, wenn sich ihr Körper in eine ganz andere als die von ihnen als richtig gefühlte Richtung entwickelt. Standard ist heute, in dieser Situation pubertätsblockierende Medikamente zu verabreichen, um den Beginn der Pubertät hinauszuschieben und dem betreffenden Menschen mehr Zeit für seine Entscheidungsfindung zu lassen.

Lange Zeit galt Homosexualität im Wunschgeschlecht als Ausschliessungsgrund für geschlechtsanpassende Massnahmen und die medizinische Behandlung Transsexueller wurde zuweilen fälschlicherweise als Behandlung von Homosexualität verstanden (vgl. Hirschauer 1993). Erst die Entpathologisierung von Homosexualität machte es möglich, den Wunsch nach einer Existenz im anderen Geschlecht von der sexuellen Orientierung losgelöst wahrzunehmen.

Bei Betrachtung der Veränderungen in den Behandlungsstandards lässt sich eindeutig eine Entwicklung von einer exogen aufgezwungenen, rigiden binären Geschlechterordnung hin zu einer Unterstützung in der identitären Selbstdeklaration der Individuen feststellen (vgl. auch Matte et al. 2009).

Heute strebt etwa die Hälfte aller Trans*menschen keine operative Angleichung an das Gegengeschlecht mehr an, sondern sucht Lösungen für sich selber im Zwischenbereich der Geschlechter (vgl. Rauchfleisch 2016, Haeberle 2005). Dass diese Haltung allerdings nicht nur Kritik an der bestehenden Geschlechterordnung sein kann, sondern auch pragmatische Konsequenz aus dem medizinisch nie vollständig gelingenden Geschlechterwechsel, gibt Dannecker (2010) zu bedenken.

Trans*phänomene betreffen – genauso wie Inter*phänomene – einen kleinen Prozentsatz der Bevölkerung in unmittelbarer Weise.³⁴ Mit ihrer symbolischen Wirkung entfalten sie jedoch in einer freien Gesellschaft eine mächtige Kraft, denn sie machen sichtbar, dass «die Natur» Menschen nicht so eindeutig und ausschliesslich und konsistent in Männer und Frauen einteilt, wie die heteronormative Kultur dies behauptete. Die gedankliche und sprachliche Unterscheidung von biologischem Geschlecht, Geschlechtsidentität, Geschlechterrollen und sexueller Orientierung machen Erkenntnisse in der Geschlechter- und Sexualforschung möglich, deren Potenzial noch nicht wirklich absehbar ist. Konsequenterweise wehren sich konservative Kräfte auch gegen die Weitergabe von Wissen im Sexual- und Geschlechterbereich an Schulen, so zum Beispiel die Volksinitiative «Schutz vor Sexualisierung in Kindergarten und Primarschule»,³⁵ die in der Bundesverfassung festschreiben wollte, dass Sexualerziehung Sache der Eltern sei (Volksinitiative 14.092, online).

34 Wie bei Intersexualität weisen auch hier die geschätzten Zahlen eine grosse Bandbreite auf. Rauchfleisch (2016) nennt als neuste Zahlen 1:1000 bei MTF und 1:2000 bei FTM. Dagegen stützt sich die WPATH als Minimalschätzung auf ältere Zahlen, die bei MTF von 1:11'900 bis 45'000, bei FTM von 1:30'000 bis 200'000 reichen (WPATH 2012).

35 Das Volksbegehren wurde von den Initianten 2015 zurückgezogen, bevor es zur Abstimmung kam.

9 Familienrecht – wohin?

Schon Butler (1990) wies darauf hin, dass die dauerhafte Übereinstimmung zwischen biologischem Geschlecht (sex), sozialem Geschlecht (gender) und heterosexueller Praxis kohärente, als sinnvoll erkennbare Körper voraussetzt. In ihren Büchern machte sie immer wieder darauf aufmerksam, wie sehr die Regelung von Sexualität und die Regelung von Geschlecht aufeinander bezogen sind. Die Einteilung der sexuellen Orientierung in Homo- und Heterosexualität erfordert eine klare und eindeutige Erkennbarkeit der Menschen als Männer und Frauen, und das heteronormative Paradigma funktioniert nur so lange gut, als das sozial dargestellte Geschlecht mit dem biologischen übereinstimmt (vgl. Butler 2009, 1997 und 1991).

So wird das einst stringent heteronormativ verfasste Familienrecht aktuell von verschiedensten Seiten her infrage gestellt. Hinzu kommen eine starke Migration und viele binationale Partnerschaften, die das nationale Recht mit den Normen und Werten anderer Länder konfrontieren.

Der Bundesrat (2015, online) stellt daher in einem ausführlichen Bericht die Frage, ob und inwiefern das derzeitige Familienrecht noch den modernen Anforderungen genüge. Der Bericht stützt sich auf drei Gutachten, wovon das eine – das Gutachten der Rechtsprofessorin Ingeborg Schwenzer (2013) – in der Öffentlichkeit Aufsehen erregte, die anderen beiden wurden wenig zur Kenntnis genommen. Der Bundesratsbericht gibt keine Antworten, sondern häuft die in nächster Zeit im Familienrecht zu diskutierenden Fragen an. Einige davon hängen direkt mit homosexuellen Partnerschaften sowie Kindern, die in solchen aufwachsen, zusammen. Andere spiegeln gesellschaftspolitische Veränderungen, die nicht oder nur begrenzt mit gleichgeschlechtlichen Partnerschaften zu tun

haben. Die Summe der Zusammenstellung zeigt jedoch eindrücklich, wie sehr die heutige Rechtslage, die stark am traditionellen Ehemodell ausgerichtet ist, den aktuellen Herausforderungen im Familienrecht nicht mehr gewachsen ist:

- Soll der Staat das Konkubinat rechtlich regeln?
- Wie viele Zivilstände gibt es, und welche, und sind sie alle nötig und sinnvoll?
- Sollen eheliche und uneheliche Kinder gleichgestellt sein? Sind sie es in allen Bereichen?
- Soll die Ehe für gleichgeschlechtliche Paare geöffnet werden? Sollen homosexuelle Paare Zugang zu artifiziellen Reproduktionstechnologien erhalten?
- Soll ein Partnerschaftsgesetz oder ein Pacs wie in Frankreich auch für heterosexuelle Paare geschaffen werden?
- Wie weit sollen im Ausland geschlossene Ehen (z. B. polygame oder mit Minderjährigen) in der Schweiz anerkannt werden?
- Welches Namensrecht ist sinnvoll (Doppelnamen, Familiennamen, Individualnamen)?
- Welche Erziehungsrechte sollen Stiefeltern (neue Lebenspartner des einen Elternteils) haben?
- Sollen auch der biologische Vater und die Mutter eine Vaterschaftsanfechtung machen können?
- Sollen die Rechte minderjähriger Kinder für eine Vaterschaftsanfechtung ausgebaut werden?
- Sollte ein erwachsenes Kind sich von seinen Adoptiveltern trennen können (analog zu Scheidung)?
- Müsste der Staat sich mehr dafür einsetzen, dass junge Frauen nach der Ausbildung in ihrem Beruf bleiben?
- Ist es gerecht, dass nach einer Scheidung der unterhaltspflichtige Teil (meist der Mann) nur bis zum Existenzminimum seinen Unterhaltsverpflichtungen nachkommen muss, sodass es der Teil mit den Kindern (meist die Frau) ist, der von der Sozialhilfe abhängig wird?
- Muss es den Staat interessieren, dass jede dritte Ehescheidung mit Kindern in die Sozialhilfe führt? Wie könnte die Armut, insbesondere für Kinder, nach einer Scheidung noch besser aufgefangen werden?
- Sollten die Güterstände revidiert bzw. gesetzlich geändert werden?
- Welche Änderungen in der Alters- und Hinterlassenenvorsorge wären allenfalls sinnvoll, um den realen Lebensformen besser gerecht zu werden?
- Sollte das Recht genetische, biologische und soziale Elternschaft unterscheiden? Braucht es Anpassungen im Erbrecht?
- Müssten Samenspende und Eizellenspende rechtlich gleich behandelt

werden? Sollte das Verbot der Eizellenspende aufgehoben werden, weil viele Paare dafür ins Ausland fahren?

- Muss längerfristig aufgrund der technischen Entwicklung in der Fortpflanzungsmedizin vom Grundsatz «mater semper certa est»³⁶ abgewichen werden?

All diese vom Schweizer Bundesrat zusammengestellten Themen zeigen, wie sehr die Gesellschaft in Bewegung ist und wie wenig die Antworten des herkömmlichen Ehe- und Familienrechts, trotz aller Revisionen, auf die neuen, aktuellen Fragen passen.

Im Zuge der sich rasch wandelnden und äusserst pluralistischen Gesellschaft ist es enorm schwierig oder gar unmöglich, ein Familienrecht auszuarbeiten, das den real gelebten Lebensformen Genüge tut und trotzdem in sich selber als Rechtssystem kohärent bleibt.

Da auf parlamentarischer Ebene die Gesetzgebungsprozesse den gesellschaftlichen Verhältnissen weit hinterherhinken, wurde es mehr und mehr Sache der Gerichte, zu entscheiden, welche Regeln im Bereich der Geschlechter und des Geschlechtslebens den Menschen noch zumutbar sind und welche als menschenrechtsverletzend anzusehen und zu beseitigen sind.

Und weil Normen zur menschlichen Sexualität und Normen über die Geschlechter eng miteinander verknüpft sind, potenzieren sich die Veränderungen gegenseitig. So ist derzeit eine Entwicklung in Gang, die ganz grundlegende Fragen des menschlichen Zusammenlebens berührt.

Homosexuelle Menschen stehen damit, ob sie es wollen oder nicht, immer wieder mitten in diesem Spannungsfeld und sie werden heute paradoxerweise gerade dann, wenn sie nichts anderes wollen, als ein normales, durchschnittliches Leben in einer Kleinfamilie führen, zu Protagonisten und Kämpferinnen für einen tief greifenden Wertewandel, der viele Bereiche der Gesellschaft umgestaltet. Ob dieser Veränderungsprozess als Errungenschaft der modernen Welt gefeiert oder als Verlust grundlegender Traditionen betrauert wird – er scheint unumkehrbare Folge moderner Lebensbedingungen zu sein.

36 Lateinisch: «Die Mutter ist immer sicher» (im Gegensatz zur Vaterschaft, die sogenannte «Kuckuckskinder» hervorbringen kann): aus dem römischen Recht stammender und bis heute gültiger Grundsatz.

10 Meinungsumschwung in der Bevölkerung

Die öffentliche Meinung verändert sich in der westlichen Welt rasant zugunsten Homosexueller. Dies zeigen sowohl Einzelbeispiele wie auch Meinungsumfragen. Gleichzeitig gibt es einen harten Kern von Gegnern, der weiterhin daran festhält, dass Homosexualität krank, unmoralisch und gesellschaftszersetzend sei. Diese Position ist Ende des 20. und zu Beginn des 21. Jahrhunderts in Westeuropa von einer Mehrheits- zu einer Minderheitsmeinung geworden.

Beispielsweise befürworteten im Jahr 2013 in Deutschland 74 Prozent die völlige Gleichstellung homosexueller Partnerschaften mit der traditionellen Ehe. 3 Prozent waren unentschieden und 23 Prozent lehnten dieses Ansinnen ab (Forsa-Umfrage 2013, online).

In einer repräsentativen Telefon-Umfrage in Österreich (Linzer Market-Institut 2013, online) befürworteten 61 Prozent die Ehe und 56 Prozent Adoptionsrechte für homosexuelle Paare. 22 Prozent waren entschieden gegen Adoptionsrechte, weitere 15 Prozent eher dagegen.

In der Schweiz befürworteten in einer Umfrage, die das Forschungsinstitut Iso-public im Auftrag von LOS³⁷ und pinkcross³⁸ (LOS und pinkcross 2010, online) durchführte, zwei Drittel der Befragten die Stiefkindadoption und 53 Prozent die gemeinschaftliche Adoption durch homosexuelle Paare. 2004 hatten erst 41 Prozent einer gemeinschaftlichen Adoption zugestimmt. Eine Meinungsumfrage des gfs Zürich ergab eine Zustimmung zur Ehe für homosexuelle Paare von 71 Prozent (gfs 2015, online).

³⁷ LOS: Lesbenorganisation Schweiz

³⁸ Pinkcross: nationale Schwulenorganisation Schweiz

Solche Meinungsumfragen sollten jedoch nicht überbewertet werden. Die positive Stimmung gegenüber Adoptionsrechten könnte sofort kippen, wenn etwa ein Fall von Kindesmisshandlung oder gar sexuellem Missbrauch in einer Regenbogenfamilie bekannt würde. Andererseits würde die Zustimmung zur Ehe wohl einen weiteren Schub erhalten, wenn ein schwules Touristenpaar aus der Schweiz aufgrund seines Zwangs-Outings durch den Zivilstand «in eingetragener Partnerschaft» im Ausland verhaftet würde. Es fragt sich auch, ob unsere Gesellschaft tatsächlich toleranter geworden ist oder ob nicht der Hass und Ekel, der noch vor wenigen Jahrzehnten Homosexuellen galt, sich nun gegen andere Bevölkerungsgruppen wendet.

Trotz dieser Vorbehalte zeigen die Umfragen eine eindeutige Tendenz: Homosexualität ist vom Stigma des Verruchten, Abnormalen, Perversen befreit worden und kann – vielleicht soll – sich nun genauso in Paarbeziehungen und Familien organisieren wie Heterosexualität.

Die zunehmende Akzeptanz und der Rückgang von Diskriminierung im Alltag laufen einigermaßen parallel mit den rechtlichen Veränderungen. So zeigt eine Umfrage der European Union Agency for Fundamental Rights (FRA 2013) bei 93'000 LGBT-Menschen im ganzen EU-Raum, dass Homosexuelle und Transpersonen in den Niederlanden, Belgien, Dänemark oder Luxemburg sich deutlich weniger diskriminiert fühlten als Befragte in Litauen, Kroatien, Polen, Bulgarien oder Zypern. Auch in Italien erlebten die Befragten im Vergleich zu den anderen westeuropäischen Ländern eher viel Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung oder ihrer Geschlechtsidentität.

Nicht repräsentativ, aber eindrücklich zeigt sich der Wertewandel zu Homosexualität auch in den Diskussionssendungen des Schweizer Fernsehens: Ein wertvolles historisches Dokument zur gesellschaftspolitischen Diskussion über Homosexualität in der Schweiz bildet die Sendung «Telearena» von 1978. Aus den Voten im Zuschauerraum geht klar hervor, wie sehr Homosexuelle in der Gesellschaft von damals geächtet sind. Mit grösster Selbstverständlichkeit werden so plakative Sätze geäussert wie: «Homosexualität ist ein Übel, aber der Einzelne, der darunter leidet, tut mir leid» oder: «Ich habe noch nie gesehen, dass Homosexuelle dem Gnägi Ruedi³⁹ einen Soldaten gestellt haben.» Viele Homosexuelle im Studio tragen Masken und legen diese im Verlauf der Sendung als besonders mutige Handlung demonstrativ ab. Die ganze Diskussion verläuft äusserst

39 Rudolf Gnägi: Vorsteher des EMD (Eidgenössisches Militärdepartement) von 1968 bis 1979.

emotional und der Moderator⁴⁰ ist zunehmend überfordert durch die undisziplinierte, aggressive und unversöhnliche Debatte auf beiden Seiten. Die Sendung endete im Chaos und wurde vorzeitig abgebrochen; Homosexualität erschien damals als Teil einer rebellischen Jugendbewegung (Telearena 1978, online).

Viel gesitteter kommen die Diskussionsrunden zum Partnerschaftsgesetz (Abstimmungsarena 2005, online), wie auch die «Arena», in der über die Öffnung der Ehe und Adoptionsrechte diskutiert wurde (Arena 2015, online), daher. Sie zeigen nicht mehr maskierte Chaoten, sondern seriöse und wortgewandte Politiker, die sich für die Rechte Homosexueller engagieren.

11 Das gesellschaftliche Ringen um einen angemessenen Status

Einerseits sind verbindliche homosexuelle Partnerschaften mit und ohne Kinder längst eine gesellschaftliche Realität geworden, andererseits stellen sie noch immer ein Thema dar, das offensichtlich stark polarisiert. So waren in den letzten Jahren Hunderttausende Menschen in ost- und westeuropäischen Ländern bereit, demonstrierend auf die Strasse zu ziehen, um ihren Unmut gegenüber der rechtlichen Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partnerschaften und Familien kundzutun. Die Emotionen, die dabei freigesetzt wurden, wie auch die Äusserungen einzelner Politiker oder Geistlicher zeigen, wie wichtig und bewegend diese Fragen für viele Menschen sind.

Die politischen Debatten, die vor der Einführung von Partnerschaftsgesetzen, der Öffnung der Ehe und der Anerkennung von Elternschaft in allen Ländern geführt werden, drehen sich regelmässig um die Frage, wie ähnlich homosexuelle Lebensformen heterosexuellen werden sollen und dürfen und welche Unterschiede mit welcher Begründung aufrechterhalten bleiben müssen. Der Kampf eskaliert meist bei der Frage, ob der heterosexuellen Ehe noch irgendeine besondere Funktion bei der Entstehung und dem Sozialisieren von Kindern und, daraus abgeleitet, irgendwelche Privilegien zukommen sollen, oder ob diese Vorstellung längst überholt ist. Nach der Einführung von Partnerschaftsgesetzen wird aus der politischen Debatte eine juristische, weil nun Gerichte zu prüfen haben, welche politisch gewünschten Unterschiede verfassungsrechtlich zulässig und welche diskriminierend sind. Dies führt wiederum zur Veränderung und Anpassung einzelner Gesetze, sodass sich eine Spirale zu drehen beginnt, die regelmässig zeigt, dass der politische Wunsch, homosexuelle Paare schlechter zu stellen als heterosexuelle, juristisch nicht haltbar ist. Diese Prozesse haben in den skandinavischen und den Benelux-Staaten stattgefunden, waren jüngst in Frankreich

zu beobachten und spielen sich derzeit in den deutschsprachigen Ländern ab. Wie Politik und Justiz zusammenspielen, wie sehr Expertinnen und Laien in die Debatte einbezogen werden, wie weit Lobbyisten grosse Volksmassen für oder gegen entsprechende Gesetze zu mobilisieren vermögen und wie gehässig die Debatten im Parlament und in den Medien und der Öffentlichkeit stattfinden, mag dabei von Land zu Land auch kulturelle Unterschiede spiegeln, zeigt aber im Wesentlichen immer wieder dieselben Muster: Auf der einen Seite ist die Rede von Diskriminierung und Menschenrechtsverletzungen, auf der anderen Seite von Bedrohung einer göttlichen oder natürlichen Weltordnung. Nachfolgend werden die beiden Pole der Diskussion einander gegenübergestellt.

Diskriminierung auf der einen Seite

In der Schweizer Fernsehsendung «Abstimmungsarena» (2005, online) argumentierte die Pro-Seite für ein Partnerschaftsgesetz mit der Bundesverfassung, die in Art. 8.2 eine Diskriminierung aufgrund der Lebensweise verbietet. Auch der Schweizer Bundesrat argumentierte in seiner Botschaft zum PartG mit dem Diskriminierungsverbot: «Von der Schaffung einer rechtlichen Regelung wird ein wesentlicher Beitrag zur Beendigung von Diskriminierungen sowie zum Abbau von Animositäten und Vorurteilen gegenüber der Gleichgeschlechtlichkeit in der Bevölkerung erwartet. (...) Gefordert wird ferner der Abbau von Unterschieden in den letztlich auf Recht beruhenden Ungleichheiten, namentlich hinsichtlich der erbrechtlichen, ausländerrechtlichen und sozialversicherungsrechtlichen Konsequenzen und der Ansprüche» (Bundesrat 2002, S. 1291, online).

Wenn Partnerschaftsgesetze eingeführt wurden, waren sie fast immer begleitet von staatlichen Beschwichtigungen der folgenden Art: «Mit der Eintragung festigen zwei erwachsene gleichgeschlechtliche Menschen ihre Lebensgemeinschaft. Sie legen damit jedoch keine Basis für die Gründung einer Familie, da sie von der Adoption und von Verfahren der medizinisch unterstützten Fortpflanzung ausgeschlossen sind. Entgegen der Meinung des Referendumskomitees gefährdet daher eine solche Partnerschaft die Ehe nicht» (Bundesrat 2005, S. 20).⁴¹

In der Abstimmungsarena (2005, online) äusserte der SVP-Politiker Christoph Blocher, der damals Bundesrat und Justizminister war: «Es ist diesen Paaren nicht erlaubt, gemeinsam Kinder zu haben. Es gibt also keine Kinder mit zwei Müttern oder zwei Vätern.»

⁴¹ Solche Broschüren mit Erläuterungen des Bundesrates, Pro- und Kontraargumenten sowie Abstimmungsempfehlungen werden bei jeder schweizerischen Volksabstimmung an alle Stimmberechtigten versendet.

Ähnlich äusserte sich das deutsche Bundesverfassungsgericht (BVerG 2002, online), das nach Einführung des LPartG aufgrund von Eingaben der Regierungen Sachsen, Bayern und Thüringen zu prüfen hatte, ob gleichgeschlechtliche Partnerschaften nicht eine Verletzung des Grundgesetzes darstellten: «Dem Institut der Ehe drohen keine Einbussen durch ein Institut, das sich an Personen wendet, die miteinander keine Ehe eingehen können.» Weder würde der im Grundgesetz festgelegte besondere Schutz der Ehe durch das LPartG torpediert noch verstosse es gegen das Gleichstellungsgebot, wenn nur gleichgeschlechtliche Paare ihre Partnerschaft eintragen und nur heterosexuelle heiraten können.

Mit unzähligen politischen Vorstössen und ebenso vielen Gerichtsprozessen wurde westeuropaweit in den letzten Jahren wohl jede einzelne Ungleichbehandlung in Steuer-, Versicherungs-, Arbeits-, Ausländer-, Namens- und Erbrecht sichtbar gemacht und nach und nach zum Verschwinden gebracht.

Etlliche Male hatte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte zu prüfen, bei welchen Ungleichbehandlungen es sich um Diskriminierungen handle. In seinen Grundsätzen hielt der Gerichtshof mehrfach fest (z.B. 2014 und 2012, online), dass es im Ermessensspielraum der Staaten liege, ob homosexuellen Paaren der Zugang zur Ehe ermöglicht werde und welche Rechte mit Zivilpakten verbunden würden. Die Europäische Menschenrechtskonvention verlange von ihren Mitgliedsstaaten die Einführung gleichgeschlechtlicher Ehen nicht, es liege also keine Diskriminierung vor, wenn homo- und heterosexuellen Paaren ungleiche Rechtsinstitute zur Verfügung gestellt würden.

Andererseits legte der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte seinen Beitragsstaaten immer wieder nahe, Partnerschaftsgesetze einzurichten. Mit welchen Pflichten und Rechten diese allerdings ausgestaltet seien, obliege dem nationalen Recht.

In der Kinderfrage entschied der EGMR unterschiedlich, je nach nationaler Rechtslage der einzelnen Staaten. So hielt er 2008 in einem Urteil gegen Frankreich fest, einer lesbischen Frau die Einzeladoption zu verwehren sei diskriminierend (EGMR 2008, online). 2012 gab er dem Staat Frankreich Recht, der einem lesbischen Paar mit dem Pacs die Stiefkindadoption verweigert hatte (EGMR 2012, online). Andererseits entschied er gegen Österreich (EGMR 2013, online), die Verweigerung des Rechts auf Stiefkindadoption sei diskriminierend, da in Österreich eine Stiefkindadoption nicht nur Ehepaaren, sondern auch heterosexuellen Konkubinatspaaren möglich ist.

In seltenen Fällen wird auch von heterosexueller Seite her eine Diskriminierung geltend gemacht und eine Gleichstellung verlangt; beispielsweise wies der Österreichische Verfassungsgerichtshof 2011 in dritter Instanz die Klage eines

heterosexuellen Paares ab, das für sich befand, das «umfassende Vertrauen» eines Partnerschaftsgesetzes passe besser zu seiner Lebensform als die «eheliche Treue» (VfG, 2011, online). Mittlerweile ist die Klage beim Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte anhängig.⁴²

Die Frage, ob eine Diskriminierung vorliegt oder nicht, stellt sich sowohl in juristischer wie auch in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht. Dabei muss immer wieder entschieden werden, ob hier Ungleiches oder Gleiches ungleich behandelt wird. Bereits darüber besteht jedoch bei den Protagonisten beider Seiten eine fundamentale Meinungsverschiedenheit.

Aufseiten homosexueller Menschen wurde in den letzten Jahren sehr viel Energie darauf verwendet, aufzuzeigen, wie gleichartig die Liebe zwischen zwei Menschen ist, ganz unabhängig ihres Geschlechts. So setzte sich etwa «fels», die 1997 gegründete Vereinigung «Freunde, Freundinnen und Eltern von Lesben und Schwulen» sehr aktiv für die Rechte schwuler und lesbischer Gemeinschaften ein und unterstützte die Homosexuellenvereinigungen LOS und pinkcross in ihrem Ziel der vollständigen Gleichstellung und Gleichberechtigung homosexueller Menschen mit heterosexuellen.

Mit Projekten wie GLL und ABQ wurde in Schulen und in der Öffentlichkeit Aufklärungsarbeit betrieben und Homosexualität vom Stigma der Geisteskrankheit und der moralischen Abartigkeit befreit. Ein besonderes Anliegen dieser Projekte ist es, schwule und lesbische Jugendliche in ihrer Selbstfindung zu unterstützen und sie vor Diskriminierungen im Schulkontext zu bewahren.

Die Anliegen und Forderungen der Homosexuellenverbände werden mittlerweile von vielen linken und liberalen Politikerinnen und Politikern unterstützt. So reichte der Walliser SP-Nationalrat Mathias Reynard 2013 eine parlamentarische Initiative ein, gemäss der Diskriminierung aufgrund der sexuellen Orientierung gleichermaßen strafrechtlich verfolgt werden soll wie Diskriminierung aufgrund von Ethnie oder Religion (parlamentarische Initiative 13.407, online). Die SP Schweiz unterhält eine «Fachkommission sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität», deren Ziel es ist, «innerhalb der SP Schweiz eine kritische Diskussion in Bezug auf geschlechtliche und sexuelle «Normalität» zu fördern sowie politische Handlungsfelder und Strategien zu identifizieren» (SP Schweiz, online). Die Grünliberale Partei der Schweiz fordert, die Ehe für homosexuelle Partnerschaften zugänglich zu machen, und auch die BDP hat sich vor den Wahlen 2015 für die Ehe Homosexueller ausgesprochen.

⁴² Ratzenböck & Seydl v Austria (appl. 28475/12).

In den parlamentarischen Debatten um Adoptionsrechte waren die Begriffe Diskriminierung, Benachteiligung und Gleichstellung ebenfalls oft zu hören. Zusätzlich wurde das Argument des Kindeswohls eingebracht: Real existierende Kinder in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften sind ohne die Möglichkeit der Stiefkindadoption rechtlich schlecht abgesichert und im Vergleich zu anderen Kindern benachteiligt. So meinte etwa der FdP-Vertreter Andrea Caroni: «Es geht um das Kindeswohl, um nichts anderes. Dabei gibt es keinen Grund, eine ganze Bevölkerungsgruppe zur Elternschaft pauschal unfähig zu erklären. Mit dieser Diskriminierung schaden wir vor allem den Kindern, denen wir liebende Adoptiveltern verwehren» (zit. nach Beobachter 2013, S. 62). Die SP-Nationalrätin Margret Kiener-Nellen meinte: «Ich bin klar für die Volladoption als Menschenrecht! Andere Länder sind der Schweiz weit voraus» (zit. nach Beobachter, 2013, S. 63).

Auch Teile konservativer Parteien tragen vereinzelt die Anliegen homosexueller Verbände mit. So gibt es innerhalb der SVP – jener Partei, die sich offiziell regelmässig gegen Vorstösse zugunsten gleichgeschlechtlich orientierter Menschen positioniert – einige bekannte Politiker,⁴³ die sich offen zu ihrer eigenen Homosexualität bekennen und entsprechende Forderungen stellen. Seit 2010 haben sich homosexuelle Personen, die die politische Linie der SVP unterstützen, in einem Verein mit dem Namen «Gruppe Gays in der SVP» zusammengeschlossen. Dieser befürwortet Ehe und Adoptionsrechte für Homosexuelle und beschreibt sein Verhältnis zur Mutterpartei wie folgt: «Die politische Ausrichtung unseres Vereins deckt sich grossmehrerheitlich mit jener der Parteibasis. Politische Ausrichtung hat nichts mit sexueller Ausrichtung zu tun. Die SVP vereint generell ein breites Spektrum an Meinungen von sehr liberal (sozial und/oder wirtschaftlich) bis zu eher autoritär und wertekonservativ. Dies gilt in etwas geringerem Ausmass auch für unseren Verein» (GaySVP, online).

Obwohl Kirchenvertreter oft als Gegner Homosexueller auftreten, gibt es innerhalb kirchlicher Kreise auch breite, wohlwollende Unterstützung für schwul-lesbische Anliegen. Die reformierte Landeskirche der Schweiz sprach sich 2005 für die Einführung des Partnerschaftsgesetzes aus. Sie führt kirchliche Segnungen durch und akzeptiert ganz offiziell schwule und lesbische Kirchenvertreterinnen und -vertreter. Thomas Wipf als Präsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK) trat in der Abstimmungsarena (2005, online) als Befürworter des Partnerschaftsgesetzes auf und betonte, jede Art von Liebe und Familie,

43 Zum Beispiel Thomas Fuchs, Beat Feurer, Hans-Ueli Vogt, Rudolf Friedli.

von verbindlichem und verantwortungsvollem Zusammenleben sei gottgewollt und zu unterstützen.

Innerhalb der katholischen Kirche, die der Homosexualität grundsätzlich ablehnend gegenübersteht, gibt es breite Bewegungen, die sich einen anderen Umgang ihrer Kirche mit der Sexualmoral wünschen. 2012 bildete sich die «Pfarrei-Initiative Schweiz», ein Zusammenschluss von Kirchenmitgliedern, die eine Reform der katholischen Kirche von der Basis her anstreben und unter anderem auch den Umgang ihrer Kirche mit (Homo-)Sexualität kritisieren.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass längst nicht alle Schwulen und Lesben sich in ihren Forderungen einig und grosse Verfechter von Partnerschaftsgesetzen und Übernahme heterosexueller Familiensysteme sind. Es gibt seit Beginn der Diskussion um Partnerschaftsgesetze auch Bedenken gegenüber diesen Anerkennungsforderungen. Zum Beispiel warnte Butler (1991) davor, dass Partnerschaftsgesetze zwar eine bestimmte Lebensform legitimieren, aber damit neue Ausgrenzungen und Verwerfungen produzieren, nämlich diejenigen der Ledigen oder der Promisken oder der Uneindeutigen. Insbesondere Lesben aus der Frauenbewegung warfen die Frage auf, ob wirklich ein patriarchales Unterdrückungsinstrument wie die Ehe der Befreiung Homosexueller dienen könne.

Kraushaar (1997) moniert, dass mit dem Ende der Diskriminierung auch die Identität schwuler Männer und der Homosexuellenbewegung zur Diskussion steht und äussert zur Forderung nach Homo-Ehe: «Das Bild vom angepassten Doppel ist geradezu niederschmetternd erfolgreich und in seiner Überzeugungskraft, gegenüber der aufgeklärten Öffentlichkeit geläutert und normal dazustehen, ohne Beispiel. Dabei gibt es nicht den geringsten Beleg dafür, dass die Mehrheit der Schwulen tatsächlich den Drang zum Traualtar verspürt, die Zahl derer, die sich bei den entsprechenden Öffentlichkeitsaktionen vor den Standesämtern drängeln, unterschreitet jede Promillegrenze. Trotzdem vollendet sich in dem Bild des schwulen Paares, einer mythischen Reinwaschung gleich, das Ziel aller bisherigen Unstimmigkeiten. Hinter der Forderung nach der «rechtlichen Gleichstellung der gleichgeschlechtlichen Lebensweise», so der offizielle Sprachgebrauch, lassen sich die Hinweise auf alle formalen Diskriminierungen verstecken, die derzeit real sind. Diese Benachteiligungen sind deshalb formal zu nennen, weil sie tatsächlich kein kollektives Leid produzieren, den Opferstatus aber aufrechterhalten und sich rhetorisch gut in den gängigen Schlagabtausch der offiziellen Politik einfügen. Darüber hinaus wird mit dem Paar-Bild dem Homosexuellen endlich ein Gesicht gegeben. Zwei Männer, Hand in Hand, zärtlich miteinander, zusammen am gemeinsamen Herd oder miteinander die Ringe tauschend, sind nicht mehr zu verachten» (Kraushaar 1997, S. 14f.).

Die kritischen Stimmen aus homosexuellen Kreisen gegen Ehe und Partnerschaftsgesetze sind aber in der Öffentlichkeit nie allzu laut geworden und es gibt derzeit keine anderen gesellschaftlich sichtbaren Homosexuellenbewegungen als jene, die den Wunsch nach Inklusion in die rechtlich abgesicherten heterosexuellen Partnerschafts- und Familienmodelle erheben.

Bedrohung der Weltordnung auf der anderen Seite

In der Schweiz warnte das Referendumskomitee «Nein zum Partnerschaftsgesetz» vor immer weiter gehenden Forderungen: «Wer am 5. Juni 2005 Ja sagt zum Partnerschaftsgesetz, unterschreibt deshalb mit grosser Wahrscheinlichkeit nichts weniger als die erste Seite eines Vertrages mit dem Endziel Kinder. Nach einer Annahme des Gesetzes wird es nicht lange dauern, bis gleichgeschlechtliche Paare den Europäischen Menschenrechtshof in Strassburg anrufen werden, weil sie sich diskriminiert fühlen, wenn ihnen die Erfüllung des Kinderwunsches per Adoption oder künstliche Erzeugung verwehrt ist. Wer gegen dieses Recht ist, muss schon jetzt Nein sagen zur zivilrechtlichen Registrierung von schwul-lesbischen Partnerschaften» (Blunier 2005, online). Abgesehen von der sprachlichen Neuschöpfung der «schwul-lesbischen Partnerschaften» (die vom Schweizer Eherecht Gebrauch machen könnten ...) hat das Referendumskomitee damals die Entwicklung zutreffend vorausgesagt: Die Frage der Gleichstellung erschöpfte sich nicht in Partnerschaftsformen, sie geht tiefer und umfasst Familienformen und Lebensstile, die auch Kinder miteinschliessen.

Dieses Argument der «Salamitaktik» wurde immer wieder vorgebracht. So weist etwa der CVP-Ständerat Urs Schwaller auf die bei Einführung des Partnerschaftsgesetzes gemachten politischen Versprechen hin: «Nur acht Jahre nach der Volksabstimmung zum Partnerschaftsgesetz wird das abgegebene Versprechen des Verbots einer Adoption gebrochen. Mit dem Adoptionsrecht homosexueller Paare wird das Institut der Ehe weiter ausgehöhlt und die Elternschaft von Mutter und Vater abgekoppelt» (zit. nach Beobachter 2013, S. 63).

Der SVP-Politiker Toni Bortoluzzi warnte in der Abstimmungsarena bei Annahme des Partnerschaftsgesetzes vor einer Abwertung von Familie und Ehe und einem dramatischen Wertezwischenfall. Ebenso fürchtete der EDU-Politiker Christian Waber in derselben Sendung eine «vermehrte Homosexualisierung der Gesellschaft» (Abstimmungsarena 2005, online). Zehn Jahre später argumentiert die SVP-Nationalrätin Verena Herzog, die heterosexuelle Ehe sei «das Fundament, um unsere Menschheit überhaupt weiterzubringen», die Initiative der GLP zur Ehe für Homosexuelle sei «der Anfang vom Ende» (Arena 2015, online).

Bei der Diskussion über die Stiefkindadoption wird zusätzlich – wie auch aufseiten der Befürworterinnen und Befürworter – mit dem Kindeswohl argumentiert. So äusserte zum Beispiel der SVP-Politiker Oskar Freysinger in der Nationalratsdebatte 2013, dass eine Adoption durch homosexuelle Eltern «für die Entwicklung des Kindes nicht förderlich» sei (Tagesschau 2012, online). Sein Parteikollege Toni Brunner meinte: «Ein Kind hat biologisch einen Vater und eine Mutter. Der Gesetzgeber sollte sich nicht über die Natur stellen» (zit. nach Beobachter 2013, S. 63).

Nachdem der Nationalrat sich dennoch für die Stiefkindadoption Homosexueller aussprach, twitterte der damalige Zürcher SVP-Nationalrat Christoph Mörgeli: «Wann verlangen die Linken auch das Adoptionsrecht für Haustiere?» (zit. nach Seiner 2012, online). Verena Herzog äusserte: «Ich will jedem Kind die Chance geben, zusammen mit einem Vater und einer Mutter aufwachsen zu können» (Arena 2015, online).

Toni Bortoluzzi provozierte 2014 mit seinen Aussagen, Homosexuelle hätten «einen Hirnlappen, der verkehrt läuft», und «Schwule, Lesben und alle, die allein leben oder ihren Partner nach Lust und Laune wechseln», seien fehlgeleitet. Wenn man jeden Blödsinn zur Normalität erhebe, würde man die Ehe als ideale Beziehungsform abwerten und gefährde die Stabilität der Gesellschaft (zit. nach Krättli & Vetterli 2014, online).

Ähnliche Argumente finden sich auch in anderen Ländern. So bildeten sich beispielsweise in Österreich vor Einführung des EPG die beiden Online-Plattformen «ehe-schuetzen.at» und «neinzurhomoeh.at», die ebensolche Positionen vertraten.

Monatelang protestierten im Frühjahr 2013 auf Frankreichs Strassen Hunderttausende Menschen gegen die Öffnung der Ehe für homosexuelle Paare. Hier kämpften katholische Priester Schulter an Schulter mit politischen Rechtsnationalisten, besorgten Familienvätern und -müttern und vielen jungen Leuten. Auch in Rom gingen im Juni 2015 nach der Ankündigung Matteo Renzis, gleichgeschlechtliche Lebenspartnerschaften staatlich anerkennen zu wollen, und Anfang 2016 vor Einführung des Partnerschaftsgesetzes, Tausende von Menschen auf die Strasse und taten mit Parolen und Plakaten ihre Meinung kund, dass eine Familie zwingend aus Mama, Papa und Kindern und nichts anderem bestehe.

Unter den Protagonisten gegen die Anerkennung homosexueller Partnerschaften und Regenbogenfamilien finden sich regelmässig religiöse Organisationen: in Westeuropa die katholische, in Osteuropa die orthodoxe Kirche und vielerorts auch evangelikale Freikirchen. Religiöse Wortführer trugen in der Vergangenheit

viel und tragen in der Gegenwart noch immer zur Diskriminierung homosexueller Menschen bei, denn oft fühlen sie sich bevollmächtigt, Gottes Meinung zu gleichgeschlechtlichen Lebensweisen kundzutun oder werden als Autoritäten auf diesem Gebiet angesprochen. So mündete die an sich weltliche Fernsehdiskussion in der Abstimmungsarena (2005, online) zunehmend in eine theologische Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Interpretationen des christlichen Menschenbildes, und auch in den anderen beiden Diskussionsendungen des Schweizer Fernsehens (Telearena 1978, online, und Arena 2015, online) nahmen religiöse Argumente einen prominenten Platz ein.

Insbesondere die katholische Kirche hat sich in ihren offiziellen Papieren mehrfach und vehement gegen Homosexualität positioniert. 2003 gab der Vatikan mit seiner «Kongregation für die Glaubenslehre» Anweisungen, wie sich katholische Rechtgläubige gegenüber Partnerschaftsgesetzen zu positionieren haben (*Hervorhebungen im Original*):

«Diese Erwägungen haben auch zum Ziel, die katholischen Politiker in ihrer Tätigkeit zu orientieren, und ihnen die Verhaltensweisen darzulegen, die mit dem christlichen Gewissen übereinstimmen, wenn sie mit Gesetzesentwürfen bezüglich dieses Problems konfrontiert werden. (...) Homosexuelle Praktiken gehören zu den Sünden, die schwer gegen die Keuschheit verstossen. (...) Jene, die diese Toleranz gebrauchen, um bestimmte Rechte für zusammenlebende homosexuelle Personen einzufordern, *müssen daran erinnert werden, dass die Toleranz des Bösen etwas ganz anderes ist als die Billigung oder Legalisierung des Bösen.* Werden homosexuelle Lebensgemeinschaften *rechtlich anerkannt oder werden sie der Ehe gleichgestellt*, indem man ihnen die Rechte gewährt, die der Ehe eigen sind, *ist es geboten, klar und deutlich Einspruch zu erheben. Man muss sich jedweder Art formeller Mitwirkung an der Promulgation und Anwendung von so schwerwiegend ungerechten Gesetzen* und, soweit es möglich ist, auch von der materiellen Mitwirkung auf der Ebene der Anwendungen enthalten. *In dieser Materie kann jeder das Recht auf Einspruch aus Gewissensgründen geltend machen.* (...) Wird der gesetzgebenden Versammlung zum ersten Mal ein Gesetzesentwurf zu Gunsten der rechtlichen Anerkennung homosexueller Lebensgemeinschaften vorgelegt, *hat der katholische Parlamentarier die sittliche Pflicht, klar und öffentlich seinen Widerspruch zu äussern und gegen den Gesetzesentwurf zu votieren. Die eigene Stimme einem für das Gemeinwohl der Gesellschaft so schädlichen Gesetzestext zu geben, ist eine schwerwiegend unsittliche Handlung.* (...) *Die Kirche kann nicht anders, als diese Werte zu verteidigen, für das Wohl der Menschen und der ganzen Gesellschaft.»* (Vatikan 2003, online)

Papst Benedikt XVI. verschärfte nach seinem Amtsantritt 2005 die ablehnende Haltung gegenüber Homosexuellen. Er verkündete, dass man «jene nicht für das Priesterseminar oder zu den heiligen Weihen zulassen kann, die Homosexualität praktizieren, tiefsitzende homosexuelle Neigungen haben oder eine sogenannte homosexuelle Kultur unterstützen» (Vatikan 2005, online). Papst Benedikt XVI. sah sich gerne als Kämpfer gegen den Relativismus der Moderne und äusserte sich mehrfach öffentlich pointiert gegen Trans- und Homosexuelle. Zum Beispiel drückte er in seiner Weihnachtsansprache 2008 seine tiefe Besorgnis darüber aus, wie homosexuelle Partnerschaften und transsexuelle Geschlechtsumwandlungen das Sakrament der Schöpfung, die lebenslange Verbindung von Mann und Frau zerstören: «Es ist keine überkommene Metaphysik, wenn die Kirche von der Natur des Menschen als Mann und Frau spricht und fordert, dass diese Schöpfung auch respektiert wird» (zit. nach Langer 2008, online).

Die katholische Kirche selber ist der Überzeugung, mit ihrer Haltung Homosexuelle nicht zu diskriminieren. Der Katechismus der katholischen Kirche (Vatikan 1997, online) ruft ausdrücklich dazu auf, auch homosexuellen Menschen mit Achtung, Mitleid und Takt zu begegnen. Verlangt wird allerdings von homosexuellen Katholiken, dass sie ihre Neigung nicht ausleben, sondern mit ihrer Veranlagung kämpfen und sie unterdrücken.

Kuby (2006 S. 69), als Vertreterin der katholischen Moraltheologie, sieht Partnerschaftsgesetze als «Anzeichen eines globalen Angriffs auf die soziale Ordnung des Menschengeschlechts, die zu allen Zeiten, in allen Kulturen und in allen Religionen auf der Differenzierung von Mann und Frau und deren Vereinigung im sexuellen Akt zum Zwecke der Fortpflanzung beruhte».

In ihrer Pressemeldung vom 25. Februar 2013 bekräftigt auch die Deutsche Bischofskonferenz einmal mehr diese Haltung (DBK 2013, online) und lehnt entsprechend alle Annäherungen an die heterosexuelle Ehe ab: «Das Rechtsinstitut der Ehe hat nicht nur die Partnerschaft zwischen Frau und Mann allein zum Bezugspunkt, sondern auch das Ehepaar, das Elternpaar geworden ist und Sorge und Verantwortung für Kinder trägt. Auf diese Weise ist die Ehe Keimzelle der Gesellschaft. Daher gehört es auch zur Grundstruktur des verfassungsrechtlichen Eheverständnisses, dass die Ehe von einer Frau und einem Mann eingegangen wird. Denn Ehe und Familie sind wesentlich miteinander verknüpft.»

Wie sich die Grundsatzfragen zu Homosexualität innerhalb der katholischen Kirche weiterentwickeln, ist derzeit nicht absehbar. Papst Franziskus, seit 2013 im Amt, scheint zwar eine liberalere Haltung als sein Vorgänger einzunehmen, aber der von vielen Katholiken erwartete oder gewünschte Kurswechsel blieb – auch

nach Einberufung zweier Synoden zu Sexualität, Ehe und Familie – bisher aus. Das Thema Homosexualität jedoch ist innerhalb der katholischen Kirche weiterhin brisant, dies zeigten etwa die Diskussionen um Pfarrer Wendelin Bucheli, der ein lesbisches Paar segnete, die Reaktionen auf die Rede des Bischofs Vitus Huonder, der aus dem Alten Testament zitierte, dass gleichgeschlechtliche Sexualität ein Gräuel sei und mit dem Tode bestraft werden solle (vgl. SBK 2015, online), oder die Debatten um den von Frankreich als Botschafter für den Vatikan vorgeschlagenen, offen homosexuell lebenden Diplomaten Laurent Stefanini, den der Papst ablehnte.

Nicht vergessen werden darf dabei, dass der Vatikan eine weltumspannende Gemeinschaft römisch-katholischer Menschen darstellt, in denen gerade auch afrikanische Bischöfe stark vertreten sind, und dass die heteronormative katholische Moral in sich konsistent und konsequent auch die Gleichstellung der Frauen, Sex ausserhalb der Ehe und Verhütungsmittel ablehnt.

Während die reformierte Landeskirche der Schweiz schon seit längerer Zeit eine liberale Haltung gegenüber Homosexualität vertritt, gibt es zahlreiche reformierte Freikirchen und religiöse Splittergruppen, die diese Frage ganz anders beurteilen. Wie die offizielle katholische Kirche argumentieren auch sie gerne mit der Schöpfungsgeschichte oder mit den Aufzählungen, was alles dem jüdischen Gott im Alten Testament und dem christlichen Gott im Neuen Testament ein Gräuel ist.⁴⁴ Gemeinsam ist diesen Argumenten aus religiöser Sicht, dass sie der Homosexualität einen äusserst hohen (negativen) Stellenwert beimessen, dass sie kulturelle Kontexte völlig ausblenden und stattdessen davon ausgehen, die Bibelverfasser und die Kirchenväter hätten über Homosexualität im heutigen gesellschaftlichen Sinne geschrieben.

In den Positionen gegen Homosexualität fallen fast immer Begriffe wie Normalität und Natürlichkeit. Diese werden in den Patchwork-Religiositäten moderner Menschen auch aus esoterischen Quellen gespeist, die aus der zweigeschlechtlichen Zeugungsfähigkeit der Menschen eine universelle und ewige kulturelle Ordnung ableiten. Oft wird auch mit grosser zoologischer Unkenntnis auf das Tierreich verwiesen, um monogame Heterosexualität oder gar die Kleinfamilie als einzig mögliche und richtige Lebensform darzustellen. Wie sehr die

44 Die Bibelstellen, die in diesem Zusammenhang von christlich-fundamentalistischer Seite gerne und oft angeführt werden, sind die folgenden: 1 Mose 19.1-11 und 24, Leviticus 18.22 und 20.13, Römer 1.24-27, 1. Kor. 6.10 und 1. Tim. 1.10.

Infragestellung zentraler Normen besonders bei unsicheren und autoritätsgläubigen Menschen Angst und Aggressivität auslösen kann, zeigt Rauchfleisch (2011).

Auch an den für dieses Buch befragten Eltern schwuler Söhne und lesbischer Töchter sind diese Diskussionen nicht spurlos vorbeigegangen. Da etliche von ihnen in den Interviews Glaubensfragen thematisieren, wird dem Thema Religion ein eigenes Kapitel gewidmet.

Ansonsten beschäftigt sich der nun folgende dritte und letzte Teil des Buches mit den Strategien, die die Eltern gefunden haben, um mit der Homosexualität ihrer Kinder umzugehen, sowie mit der Frage nach allfälligen Grosskindern und schliesst ab mit einer subjektiven Einschätzung der Eltern zur momentanen gesellschaftspolitischen Entwicklung.





Stimmen der Eltern – Teil II



12 Strategien

Aus den geführten zwanzig Interviews werden verschiedene Strategien im elterlichen Umgang mit der Homosexualität eines Kindes sichtbar:

- Abwehren
- Hadern
- Grenzen ziehen
- Kämpfen/Missionieren
- Frieden finden

In gewissem Sinn stellen diese fünf Strategien auch mögliche Entwicklungsstadien von Eltern dar, denn die Positionen der Mütter und Väter verändern sich zuweilen im Verlauf ihrer Geschichte. Allerdings sind die Stadien nicht linear zu verstehen: Einige Eltern gehen direkt vom Hadern zum Kämpfen/Missionieren über, andere haben nie mit ihrem Schicksal gehadert, sondern beginnen gleich mit der Grenzziehung oder dem Kämpfen, und für etliche mag das vierte oder fünfte Stadium gar nicht erstrebenswert sein. Und natürlich hängt es auch immer von der Umwelt und dessen Reaktionen ab, ob Eltern kämpfen müssen, sich gezwungen sehen, Grenzen zu ziehen oder Frieden finden können. Daher soll mit dieser Einteilung keine Bewertung darüber vorgenommen werden, welches nun der bessere oder gar der richtige Umgang mit der Homosexualität des eigenen Kindes wäre. Es gilt vielmehr zu respektieren, dass alle Mütter und Väter sowie deren Söhne und Töchter einen je eigenen Stil haben, sich in und mit der Welt zu bewegen, und dass unterschiedliche Biografien und Lebensrealitäten zu anderen Verhaltensweisen führen. Die Einteilung soll lediglich dazu dienen, das Verhalten der Eltern und ihre Motive besser sichtbar zu machen und zu verstehen. Zudem berichten die Eltern retrospektiv über teilweise lange Zeiträume,

und so mögen sich die in der Vergangenheit angewendeten Strategien auch aus der Perspektive von heute gesehen verändert haben.

Strategie Abwehren: «Mein Vater würde mich davonjagen»

In den geführten zwanzig Interviews sprechen keine Eltern, die ihre Kinder verstossen, zwangsverheiratet oder anderswie mit massiver Gewalt ins Normensystem einzupressen versucht haben. Die hier befragten Eltern sind solche, die um das Wohl ihrer Kinder besorgt waren und sind, und wenn sie sich auch keineswegs immer optimal verhalten haben, wollten sie doch nicht den Willen ihres Kindes brechen oder seine Entwicklung behindern. Eine gänzliche Abwehr der Homosexualität lässt sich daher in den Interviews nicht finden.

Misshandlungen von schwulen Söhnen und lesbischen Töchtern tauchen nur indirekt auf, wenn die Eltern über Drittpersonen berichten. Es sind Geschichten, die die Eltern aus dem Bekanntenkreis ihrer homosexuellen Kinder vernommen haben. So erzählen zwei Väter und eine Mutter über andere Eltern:

«Dass die eben, ihre Tochter wirklich in weiten Teilen der Lebensweise und der Persönlichkeit strikt abgelehnt haben.»

Muriels Vater, Interview D7

«Und dort war noch sehr interessant, wie dann auch Schwule erzählten, wie Eltern sie ausgestossen haben, weggestossen ...»

Thomas' Vater, Interview U5

«Was ich da von meiner älteren Tochter mal hörte, dass in ihrem Freundeskreis also zwei Lesben, die eine, also im gesegneten Alter von vierzig einfach zu den Eltern keinen Kontakt mehr hat, weil sie einfach absolut ... da ist kein Kontakt ... abgebrochen, nur weil sie wissen, dass sie lesbisch ist. Also, das habe ich nie verstanden.»

Mutter von Laura und Franka, Interview D9

Einige der befragten Eltern sind im Verlauf der Zeit zu Expertinnen und Experten für das Thema Homosexualität geworden und beraten andere, die Schwierigkeiten mit der sexuellen Orientierung ihrer Kinder haben. In diesem Kontext erzählen zwei Mütter:

«Eine Mutter kam und hat mit mir – also ich mache ja das freiwillig – sicher zweieinhalb Stunden haben wir geredet, und sie sagte, sie komme nicht zurecht damit, dass ihr Sohn, er hat sich mit zwanzig geoutet, er sei verliebt, und sie komme damit nicht zurecht. Und dann habe ich ganz lange mit ihr geredet, und wir haben diskutiert und so, und dann dachte ich, jetzt ist sie gewiss einen Weg gegangen. Beim Adieu-Sagen sagte sie: «Aber ich schicke ihn jetzt halt trotzdem zu einem Heiler.» Und dann sagte ich nur: «Also wenn Sie Ihrem Sohn etwas ganz Schlimmes antun wollen, dann ist es das. Es ist also das Schlimmste, was Sie machen können.»»

Saschas Mutter, Interview U2

«Wir haben das auch gesehen, wir hatten mal eine Mutter aus Bosnien, und sie war so froh, dass sie das besprechen konnte mit uns, weil das kann sie mit niemandem besprechen. Und da sagte sie: «Wenn unsere Tochter...» – sie war auch beim Psychologen und beim Psychiater, die hatte Probleme, die Tochter – «... aber wenn wir nach Bosnien gehen, dann muss sie von uns aus ein Kleid tragen und die Frau spielen und sich völlig verleugnen. Das muss sie. Sonst kann sie nicht mit uns in die Ferien.»»

Damians Mutter, Interview U6

Eine andere Mutter schildert ihre Erfahrungen, die sie mit Schülern und Schülerinnen im Sexualkundeunterricht der Oberstufe im Rahmen von GLL machte:

«Ich frage sie ja dann viel so nach dem Eindruck, wie wäre denn das, wenn jetzt jemand von deiner Familie, du oder ein anderes Geschwister, heimkommen müsste und sagen: «Ich bin homosexuell»? Was meinst du, wie deine Eltern reagieren würden? Ja, also das geht von solchen, die sagen: «Mein Vater würde mich grad totschiagen, mein Vater würde mich davonjagen», da hörst du alles, da hörst du wirklich alles! Und das ist wirklich manchmal auch brutal, oder dann bis zu: «Dann bin ich kein Sohn mehr, das gibt es nicht.» Einmal sagte einer zu mir: «Mein Vater der würde sagen: ‚Was ist das? Homosexuell?‘ Und dann würde er mich zusammenschlagen, und dann würde er mich vor die Türe rausschiessen.» Und das gibt es, das gibt es tatsächlich. Leider. Immer noch.»

Monikas Mutter, Interview D1

Wenn die befragten Eltern solche Geschichten erzählten, Geschichten von ungeliebten, verstossenen, unverständenen und unterdrückten homosexuellen Kindern, taten sie dies voller Bedauern, manchmal mit Entsetzen und Unverständnis. Diese Erzählungen standen im Gegensatz zu ihrem eigenen Empfinden, war für sie doch klar, dass sie zu ihren schwulen Söhnen und lesbischen Töchtern stehen würden, durch alle Schwierigkeiten hindurch, so wie im folgenden Textausschnitt zum Ausdruck kommt, in dem die Reaktionen anderer Eltern den eigenen gegenübergestellt werden:

«Aber sie hat uns dann später erzählt, dass die Eltern ihrer Freundin – das war 'ne längere Beziehung, die waren sieben Jahre zusammen, die beiden Frauen – dass die Eltern ihrer Freundin eben grosse Schwierigkeiten mit dem Lesbischsein ihrer Tochter hatten. Und es war eben auch ein grosser Kontrast für sie, so zu erleben, wie das für uns und für ihre Geschwister überhaupt kein Thema war: «Okay, da müsst ihr halt eben ... da stehst du auf Frauen, und was ...? Gibt's noch was Neues oder Wichtiges, ne?» Und bei ihrer Freundin war das eben ganz anders.»

Muriels Vater, Interview D7

Ein gewisses Unverständnis wurde zuweilen auch für die Generation der Grosseltern postuliert. Dann wurde etwa erzählt, dass die eigenen, bereits verstorbenen Eltern oder Schwiegereltern wahrscheinlich Mühe mit der Akzeptanz gehabt hätten, oder noch lebende Elternteile wurden bewusst nicht über die Partnerwahl ihres Enkelkinds informiert. Allerdings hat die grosselterliche Generation in den Erzählungen der Eltern keine grosse Macht. Auch wenn ihr gegenüber Ängste oder Vorbehalte bestehen, hat sie keineswegs genug Einfluss, um über die Verbannung eines homosexuellen Nachkommens aus der familiären Sippe zu verfügen. Die Grosseltern leben alle räumlich getrennt von ihren Kindern und Grosskindern; ihr Verständnis ist zwar wichtig und eine grosse Erleichterung für die Familie, aber im Zweifelsfall haben sich diese interviewten Eltern bereits auf die Seite ihres Kindes geschlagen und würden nötigenfalls die Kontakte zu ihrer eigenen diskriminierenden Herkunftsfamilie einschränken oder gar abbrechen. In jenen Fällen, in denen die Generation der Grosseltern noch lebte und in das Liebesleben ihres Enkels eingeweiht wurde, reagierte sie, genauso wie die Eltern, vorwiegend verständnisvoll und positiv – manchmal sogar völlig unerwartet.

So erzählt Monas Mutter, deren lesbische Tochter zusammen mit der Partnerin ein Kind hat und in deren Familie es aufseiten des Vaters sehr fromme Angehörige einer christlichen Glaubensgemeinschaft gibt:

«Als Zoé auf die Welt kam, kam die Schwiegermutter und sagte: «Eh, was ist jetzt das?» Die haben es der nicht gesagt. Die ist ja fromm. Und dann sah sie den Storch vor dem Haus, und dann ich: «Ja, Grosi, wir müssen dir eben etwas sagen.» Und sie: «Ja, was denn? Ist ein Kind da?» Und dann erzählten wir es ihr. Und dann hatte die, trotz der Frommheit, einfach Freude.

Und wir waren beide so erstaunt: Hä, s'Grosi tut nicht blöd? Ja, ich hätte die wirklich umarmen können, weil ich hatte gedacht, die tut dann sicher am blödesten, und die hat jetzt einfach Freude. Und überhaupt, ich weiss ausser von meiner anderen Schwiegertochter von niemandem, der blöd tat, eben auch nicht von dieser frommen Seite. Meine Schwiegertochter tut dümmer! Und die ist nicht in diesem Verein. Das sind zwei Familien, die noch fromm sind, und die sagen sicher nicht: Es ist tipptopp, und es ist genau, wie es in der Bibel steht, das sagen sie sicher nicht. Aber die haben uns nicht moralisiert und nicht ... Es geht sie im Grunde nichts an. Und wir lassen uns eben schon nicht auf diese Gespräche ein. In das lassen wir uns dann nicht mehr ein, weil da müssten wir wohl schon etwas hören. Aber das finden wir, das ist nicht ihre Sache zu urteilen.»

Monas Mutter, Interview Ug

Obwohl also Monas Mutter zusammen mit der Tochter die Reaktion der Grossmutter fürchtete, lässt die Erzählung keinen Zweifel daran, dass eine Verurteilung durch die Grossmutter nicht zu einer abwehrenden Reaktion von Monas Mutter führen würde. Sie steht deutlich auf der Seite ihrer Tochter, deren Partnerin und des Grosskinds und zeigt da, wo es Probleme geben könnte, auch die Strategie der Grenzziehung («Es geht sie im Grunde nichts an. Und wir lassen uns eben schon nicht auf diese Gespräche ein.»)

Sehr dramatisch schildert eine der befragten Mütter die Haltung ihres Ex-Mannes und Vaters des schwulen Sohnes. Im Zusammenhang mit der Frage, ob sich die sexuelle Orientierung im Verlauf des Lebens ändern kann, führt die Mutter relativ beiläufig ihren Ex-Partner ein und schildert danach dessen ablehnende und inkonsequente Haltung:

«Also ich hab es eher beim Vater von ihm erlebt. Er lebt beides. Immer noch. Also er war sehr dagegen, dass der Sohn schwul ist, er fand das furchtbar, obwohl jetzt, jetzt ist seine Mutter gestorben und in der Todesanzeige hat er den Partner meines Sohnes jetzt reingenommen, das habe ich jetzt als sehr

grossen Schritt empfunden. Aber es war noch spannend, als wir uns kennenlernten, hat er immer erzählt, dass er von Schwulen verfolgt werde, und ich war damals sehr jung und habe dann so gedacht: Ja also, ich kann mir jetzt nicht vorstellen, dass die Schwulen einem Mann nachgehen, der nicht schwul ist, das merken die doch irgendwie, aber ich habe dann nicht gross darüber nachstudiert, und später hat Martin sich geoutet und mein Ex-Mann hatte dann Probleme damit, und dann nachher hat Martin ihn im Schwulenausgang erlebt. Und dann fand er das so verlogen, dass er findet, sein Sohn solle das nicht, oder, und er selber macht das, und er hat dann eben auch erlebt, wie ein Mann seine Hand auf seinem Bein hatte, und fand: Wäh, also wirklich etwas ganz Seltsames, und er ging dann auch nur noch in den Schwulenausgang nach B., weil er fand, er will nicht seinen Vater im Ausgang treffen, weil eben dass er so ... das Verheimlichen und das Halbbatziige, das passte ihm nicht. Offiziell hat sein Vater eben immer eine Freundin. Und inoffiziell verkehrt er in der Schwulenszene genauso. Und darum habe ich eben auch das Gefühl, dass man eben beides kann, dass man sich zu einem Mann und zu einer Frau hingezogen fühlen kann.»

Martins Mutter, Interview U4

Während hier die Mutter also vordergründig die Frage beantwortet, ob es ganz generell einen Wechsel der sexuellen Orientierung von homo- zu heterosexuell geben kann, bekommt die Interviewerin die Information, dass der Vater selber bisexuell sei, wobei er seine gleichgeschlechtlichen Neigungen nur heimlich auslebe und Wert darauf lege, sichtbar als heterosexueller Mann dazustehen. Im Sinn einer Projektion lehnt er die Homosexualität seines Sohnes heftig ab, wie er auch seine eigenen schwulen Abenteuer versteckt. Durch sein Coming-out bedroht der Sohn quasi das Geheimnis des Vaters und dringt mit dem Verkehren in der Schwulenszene in die Sphäre der väterlichen Geheimhaltung ein. Was er dabei beobachtet, befremdet und ekelt ihn und führt dazu, dass er den eigenen Ausgang in die Schwulenszene einer anderen Stadt verlegt. Seine Entdeckung erzählt der Sohn seiner Mutter, die sie einzuordnen weiss in frühere Begebenheiten, die ihr bestätigen, dass ihr Ex-Mann eine homo- oder bisexuelle Seite hat, die schon in die Zeit des ersten Kennenlernens zurückreicht. Mit dieser Textstelle liefert Martins Mutter einen möglichen Grund für eine heftige elterliche Abwehr von Homosexualität: das Abwehren eigener homosexueller Anteile.⁴⁵

⁴⁵ Dies beschreibt auch Rauchfleisch (2011, S. 160ff.) als einen Grund für die oft heftige Ablehnung homosexueller Lebensweisen.

Auch wenn Eltern aus anderen Gründen die Homosexualität ihres Kindes abwehren – aus Scham vielleicht, aus Angst oder aus einer unauflösbaren ideologischen Prägung –, die Abwehr dient dazu, das Thema der Homosexualität aus dem eigenen Leben – zu verbannen, und wenn das Kind nicht davon ablässt, muss der ganze Sohn bzw. die ganze Tochter verbannt werden. Es wäre interessant zu wissen, wie die Eltern danach ihr Leben weiterführen, wie gut ihre Abwehr funktioniert und wie sie den Verlust des Kindes Aussenstehenden gegenüber erklären. Kann aus der Tatsache, dass trotz intensiver Suche auch in religiösen, esoterischen und politisch konservativen Milieus sowie bei Beratungsstellen keine solchen Mütter oder Väter für ein Interview gefunden werden konnten, geschlossen werden, dass die Abwehr dieser Eltern recht gut funktioniert? So sind aus den zwanzig Interviews einige Beispiele massiver Zurückweisung homosexueller Kinder durch ihre Eltern in Erfahrung zu bringen, allerdings keine, die die interviewten Personen selber betreffen, sondern Schilderungen über Drittpersonen, wie andere Eltern, Bekannte aus dem Freundeskreis der Kinder bis hin zum eigenen Ex-Lebenspartner. Bleibt zu hoffen, dass in diesen Geschichten aus dritter und vierter Hand auch eine gewisse Übertreibung mitschwingen mag und dass die hier festgehaltenen Szenen momentane Aufnahmen von Eltern mit grossen Anfangsschwierigkeiten sind, die aber später weitere Schritte in ihrer Entwicklung machen konnten.

Strategie Hadern: «Jetzt muss das noch sein?!»

Einige Eltern, die heute zu einer ruhigen Gelassenheit gefunden haben, sich mit der Strategie der Grenzziehung vor dauernden psychischen Erschütterungen schützen oder offensiv kämpferisch mit dem Thema Homosexualität umgehen, erinnern sich durchaus an frühere Zeiten des Haderns. Insbesondere Väter und Mütter, die sich völlig unvorbereitet mit einem plötzlichen Coming-out des Sohnes oder der Tochter konfrontiert sahen, erlebten oft eine Phase emotionaler Erschütterungen, in denen Gefühle von Trauer oder quälende Fragen nach dem Warum sie umtrieben. Bei den meisten befragten Eltern liegen aber diese Zeiten in weiter Ferne und sie mögen daher in der Erinnerung an Dramatik verloren haben, sind überlagert von unendlich vielen schönen Erlebnissen, die die Eltern seither mit ihrem homosexuellen Kind, dessen Partner und anderen schwulen und lesbischen Freundinnen erleben durften.

So hat sich zum Beispiel der entsetzte Ausruf der Mutter aus Interview D4, als Daniela ihr Coming-out machte («Nein! Also jetzt das nicht auch noch! Jetzt haben wir schon einen schwulen Sohn, jetzt muss das noch sein?!»), im Rückblick sehr schnell verflüchtigt («und wir hatten eine Zeit lang ein recht ein schwieriges Verhältnis, aber unterdessen verstehen wir uns eigentlich sehr gut, also das

legte sich dann sehr schnell wieder.)» Hätte man jedoch Danielas Mutter vor 23 Jahren befragen können, hätten ihre Aussagen mit Sicherheit ganz viele Elemente des Haderns beinhaltet.

Remos Vater überspringt in seiner Schilderung den Prozess des Haderns, der vielleicht tatsächlich nicht stattgefunden hat oder aber in der Erinnerung nicht mehr präsent ist. Bei ihm geht die ursprüngliche Abwehr der Homosexualität nach dem Coming-out des Sohnes direkt in Akzeptanz über, genauso selbstverständlich, wie schwul vorher «wider die Natur» war, wird sie nachher einfach «normal»:

«Ich habe darum manchmal auch als Vater vielleicht, ja nicht nur vielleicht, Fehler gemacht, als ich sagte, behauptet habe: Schwul ist wider die Natur! Für mich. Aber dadurch, dass ich jetzt das selber erlebte, muss ich sagen: Schwul ist normal! Das ist mehr als normal.»

Remos Vater, Interview D6

Trotz Nachfrage kann dieser Vater nicht genauer erklären, warum für ihn Homosexualität «wider die Natur» war («für mich war es einfach so»), und auch nicht, wie diese Bewusstseinsveränderung stattgefunden hat, sie war gemäss seiner Erinnerung einfach «von dem Moment an, als er sich outete», vorhanden.

So scheint Hadern ein individuell sehr unterschiedlicher Prozess zu sein, der in einigen Interviews viel Raum einnimmt, in anderen gar nicht vorhanden ist. Manchmal beschränkt sich das Hadern auf ausgewählte Teilbereiche. So berichtet Deborahs Mutter in Interview U8 mehrfach, dass sie zwar nie Probleme damit hatte, die Homosexualität ihrer Tochter zu akzeptieren, und auch ihren Partnerinnen gegenüber stets wohlgesonnen war, aber dass der Gedanke an fehlende Enkelkinder für sie lange ein grosses Thema war:

«Ich sage Ihnen, was mich eben, wie gesagt, ich habe es Ihnen schon gesagt, was mich am meisten reute, ist, dass ich jetzt nicht noch mehr Enkel haben kann. Jetzt weiss ich es, aber damals, das hat mich schon ...»

Deborahs Mutter, Interview U8

Am deutlichsten kommt das Thema Hadern in den beiden Interviews U9 und U11 zum Ausdruck. In U9 schildert Monas Mutter sehr ausführlich und tief greifend

den überaus schwierigen und langen Prozess, den sie geleistet hat, um allmählich zu einer Akzeptanz zu finden.

In Interview U11 hat dieser Prozess gerade erst angefangen. Lars' Mutter wurde vor wenigen Wochen mit der Homosexualität ihres Sohnes konfrontiert und teilt in diesem Gespräch ihre psychische Erschütterung und ihr dramatisches Ringen darum, einen Weg mit ihrem Sohn zu finden.

Monas Mutter: «Wenn ich wählen könnte, hätte ich es lieber normal»

Sehr offen und selbstkritisch erzählt Monas Mutter in Interview U9 über ihren mehr als zehn Jahre dauernden und noch immer nicht vollständig abgeschlossenen Prozess des Ringens um Akzeptanz, den sie mit sich selber auszufechten hatte.

Die Geschichte mit ihrer lesbischen Tochter beginnt für sie, als diese 24 Jahre alt ist. Obwohl die Tochter vorher schon Frauen- und auch Männerbeziehungen hatte, hat die Mutter nichts von einer homo- oder bisexuellen Orientierung gemerkt («Also null. Null Ahnung gehabt.»).

Ihre lange Ahnungslosigkeit erklärt die Mutter einerseits damit, dass die Tochter immer wieder auch gegengeschlechtliche Beziehungen lebte, andererseits damit, dass für sie selber Homosexualität ausserhalb jeglicher denkbarer Reichweite lag («Das kam mir einfach nicht in den Sinn. War mir wirklich fremd. Ich habe nicht einmal das Gefühl, ich hätte es verdrängt. Ich habe es einfach ... Ich kannte es nicht eigentlich.»).

Dann kam jener Schock, als die Mutter beim Pflanzengiessen während der Ferienabwesenheit in der Wohnung der Tochter plötzlich realisierte, dass die beiden Freundinnen offensichtlich im selben Bett schlafen und wohl nicht eine Wohngemeinschaft sind, wie bisher angenommen, sondern ein Liebespaar. Die entsetzte Mutter besprach die Lage mit ihrem Mann («Dann mussten wir schon ein bisschen nachhaken und haben viel geredet.»), daraufhin beschlossen sie, die Tochter nicht mit ihrem Wissen zu konfrontieren, sondern einfach mal abzuwarten. Das Abwarten wurde ihnen auch dadurch leicht gemacht, dass die Beziehung zu dieser Frau bald zu Ende ging und stattdessen wieder ein Freund auf der Bildfläche von Monas Liebesleben auftauchte.

Vier Jahre später machte die Tochter dann in einem Brief ein offizielles Coming-out («sie wolle jetzt endlich dazu stehen»), als sie wieder mit einer Frau – ihrer Lebenspartnerin bis heute – zusammen war.

Die Mutter nimmt an, dass ihre Tochter längere Zeit in ihrer sexuellen Identität unsicher und suchend war. Für die Eltern war dies ein wesentlicher Grund, warum sie nach ihrer Entdeckung beschlossen, die Tochter nicht anzusprechen, sondern abzuwarten, in welche Richtung die Entwicklung gehen möge. Allerdings waren für die Mutter die beiden Varianten homo- und heterosexuell keineswegs

gleichwertig, das Warten barg immer auch die Hoffnung, die Frauenbeziehungen könnten irgendwann Geschichte sein:

«Weil vorher haben wir ... oder, dann kam wieder ein Freund, dann kam eine Freundin, dann wieder ein Freund, und der wohnte sogar dann da. Und dann dachte ich: Super, jetzt ist wieder alles ...! Jetzt sind wir endlich eine normale Familie! Und nachher sagte sie von dem auch: Das ist ein Idiot und ein Egoist, und mit dem wolle sie sicher nichts! Nachher haben wir sie wieder getröset und dann kam dann sie.»

Obwohl die Mutter in dieser Zeit des bangen Wartens die Homosexualität ablehnte und hoffte, ihre Tochter möge doch noch einen Mann finden, war es ihr enorm wichtig, immer wieder ihre Liebe zum Ausdruck zu bringen:

«Und darum denke ich, wir haben es schon richtig gespürt und wir fanden einfach, wenn dann Zeit ist, dann sagt sie es dann. Aber ich habe ihr immer, wenn ich mit ihr sms schrieb oder wir irgendetwas redeten, sagte ich ihr immer: «Mona, du bist mir lieb, so wie du bist, mir ist egal, wie du lebst», also einfach ... Ich sprach es nicht an, wörtlich, aber ich sagte einfach immer: «Du bist mir lieb, wie du bist.»»

Diese enorme Ambivalenz zwischen Liebe zur Tochter und Ablehnung ihres Lesbischseins zieht eine dicke Spur durch das ganze Interview und damit durch das Leben dieser Familie. Eindrücklich schildert die Mutter eine breite Palette an Gefühlen, die sie in den nachfolgenden Jahren seit der Entdeckung der Homosexualität durchlebte. Im Vordergrund stehen für sie, nebst der andauernden Hoffnung, es möge doch alles «normal» werden, Trauer und Scham:

«Ja, das machte mir weh. Das machte mir sehr weh. Einfach, mein inneres Bild, irgendwie, das innere Bild, auch als sie heirateten, da erlebte ich nochmals ganz grosse Trauer. Ich hoffte immer, das werde normal. Ich wollte immer dass ... normal in Anführungszeichen ...Es kann ja noch manch anderes, Schlimmeres passieren, aber einfach, ich wollte nicht etwas Spezielles haben oder etwas Aussergewöhnliches, oder einfach auffallen. Und das hatte ich wirklich, als sie heirateten, hatte ich eine sehr grosse Trauer noch mal, so ein wenig ein Kampf.

Ich sagte: Ob das wirklich sein müsse, und ob sie nicht einen Mann nehmen könnte, und ob sie dann nicht ...? Und einmal hat sie gesagt, ja, ich solle einfach jetzt das akzeptieren, und mehr könne sie nicht sagen. Als sie heirateten, dachte ich: Jetzt kommt nie mehr ... jetzt ist das nie mehr ... Ich musste wirklich dann auch ein inneres Bild gehen lassen. Wirklich! Einfach eine Tochter mit einem Mann. Eine hübsche Tochter mit einem hübschen Mann und eine Familie, wirklich einfach das Normale eigentlich. Oder hübsch, ist ja egal, ist wirklich egal. Aber so eine normale Familie. Immer! Ich bin es mir bewusst, dass normal nicht immer normal ist. Es war halt trotzdem in mir drin.

(...)

Ich habe immer trotzdem zuinnerst gemerkt, ich hoffte trotzdem, dass da mal noch ein Prinz daherkommt. Und ich sagte es ihr auch. Sie weiss es. Das ist kein Geheimnis. Und dann sagte sie: «Vergiss es!» Und dann sagte ich: «Oh, das wäre jetzt einer!» Und nachher: «Mutter!» Und dann irgendwie sagte sie dann manchmal selber: «Oh, das ist ein Herziger!» Und dann habe ich wieder: Hoffentlich! Hoffentlich! Ich habe mich lange, lange nachher ein wenig geniert. Also nicht mit meinem Mann oder so, aber gegen aussen irgendwie. Und als da noch ein Kind kam, hatte ich das Gefühl: Jesses, jetzt merkt es dann der Hinterste und der Letzte. Ja, jetzt, wie machen wir das? Und dann die Verwandtschaft! Und ich habe einfach das Gefühl, aber das ist mein eigenes ... eine Art Scham. Ich muss mich ja nicht für andere schämen, aber trotzdem irgendwo so eine Scham, eine Hemmung. Eine Hemmung, dass das jetzt nicht normal ist. Und natürlich, das muss ich – das ist ganz wichtig – ich hatte sehr, sehr selber, dass ich das Gefühl hatte, ich habe etwas falsch gemacht.»

└───

Durch die Beschreibung dieser Mutter wird hier sehr gut ein Zusammenhang zwischen den beiden heftigen Gefühlen Trauer und Scham sichtbar. Was nach innen Enttäuschung über die nicht erfüllten Hoffnungen und Trauer beim Loslassen derselben sind, ist nach aussen gerichtet die Scham gegenüber anderen Leuten. Der innerste Wunsch dieser Mutter ist es, ein «normales» Familienbild abzugeben, die «falsche» Hochzeit und das «falsche» Kind sind die sichtbaren Zeichen, die sich nicht verstecken und verleugnen lassen. Partnerschaft und Kind mit einer Frau waren im Erleben dieser Mutter ein Grund zu trauern und sich zu schämen, während dasselbe Szenario mit einem Mann – der dadurch automatisch in den Prinzenstand erhoben würde – ein Grund wäre, stolz zu sein und sich zu freuen. Deshalb versucht die Mutter bis zuletzt die Tochter doch noch zur Vermählung mit einem Mann zu bewegen und kämpft um ihr Bild von Normalität. Und schliesslich ist die Scham auch verknüpft mit der bereits von vielen Müttern und Vätern gestellten Frage: «Was haben wir bloss falsch gemacht?»

Hier nochmals eine Stelle, die überdeutlich Trauer und Scham über den «abnormalen» Lebensweg zum Ausdruck bringt:

«Ich sagte eine Zeit lang niemandem etwas! Dann haben die Schwägerinnen, alle haben geheiratet. Dann: Ja, sie heiraten! Und dann ich immer: Und bei uns heiratet auch jemand, aber ich konnte das nicht sagen. Ich konnte es nicht hervorbringen! Da hat es hier geheiratet und dort geheiratet. Ein Fest nach dem anderen. Und dann haben sie geheiratet, und nachher wusste ich immer: Ich möchte das auch sagen, aber ich kann nicht. Ich freue mich gar nicht.»

Dasselbe Szenario wiederholt sich später bei der Entstehung des Kindes. Von da an, als die Mutter weiss, dass die beiden Frauen ein Kind planen, hofft sie in ihrem Innersten, dass die Schwangerschaft nicht zustande kommt («Das klappt sowieso nicht. Hoffentlich sowieso nicht.»). Obwohl sich die Mutter über den Nachwuchs eigentlich freut, ist diese Freude durch das «falsche» Setting, in dem das Kind entstand, beeinträchtigt, die Freude und das Kommunizieren nach aussen müssen erst hart erarbeitet werden:

«Ich sagte auch, als sie sagte: «Freust du dich? Freust du dich?» Dann sagte ich: «Ich muss ... also ich brauche Zeit. Und wenn es dann da ist, da tue ich dann ganz sicher nicht blöd.» Weil ich habe mega Freude an ihr, aber es ist halt nicht mein Blut ... Es hat nichts zu tun mit der Liebe zum Kind. Ich habe sie so gern. Aber es ist nicht mein eigenes ... wie soll ich sagen? Nicht das Kind, aber das Blut ist nicht von uns.»

Die Ambivalenz, diese enorme Zerrissenheit, die in diesem Interview zum Ausdruck kommt, ist kaum mehr zu steigern. Diese Mutter hat ein sehr enges und vertrautes Verhältnis mit ihrer Tochter, ebenso mit deren Lebenspartnerin und deren gemeinsamem Kind, also ihrem Enkelkind (das die Lebenspartnerin ihrer Tochter ausgetragen hat). Der alltägliche Umgang ist von grosser Liebe und Hilfsbereitschaft gekennzeichnet, und dennoch bleibt über die Jahre hinweg ein Vorbehalt, dass dies alles eigentlich nicht so ist, wie es sein müsste. In einem überaus schmerzhaften Kampf ringen im Innersten dieser Mutter familiäre Liebe und die Vorstellung von Normalität miteinander. Hier ein Gesprächsausschnitt gegen Ende des Interviews, der aber auch zeigt, wie in diesem jahrelangen Prozess die Akzeptanz grösser und der Vorbehalt kleiner geworden sind:

Interviewerin: «Wie ist denn Ihr Verhältnis zur Partnerin, ist das in Ihrem Empfinden eine Art Schwiegertochter, oder ...?»

Mutter: «Ja! Ja! Ja, das ist klar die Schwiegertochter. Das ist ganz klar so.»

I: «Und immer noch ein wenig mit dem leisen Bedauern, eigentlich doch lieber ein Schwiegersohn, oder ...?»

M: «Ja. Also ... nein, wie soll ich das sagen? Nein, nicht mehr wirklich. Aber ich hätte viel darum gegeben, dass es ein männliches ... Also ich kann das ... es ist wirklich schwierig ... Ich kann es vielleicht nicht einmal genau erklären, ob das wirklich nur die Normalität ist.»

Während des ganzen Interviews verwendet die Mutter den Begriff der Normalität auffallend oft, («also wenn ich wählen könnte, hätte ich es immer noch lieber normal, dass es einfach normal ist»), so spricht sie auch von «den Normalen», wenn sie Heterosexuelle meint. Die Frage, was eigentlich «normal» ist und warum beschäftigt diese Mutter sehr, es ist eine Frage, die sie auch mit der lesbischen Tochter und innerhalb der ganzen Familie öfters diskutiert. Deshalb versucht die Interviewerin gegen Ende des Gesprächs mit einigen bohrenden Fragen diesem Normalitätsbegriff noch besser auf die Spur zu kommen:

Interviewerin: «Der Begriff «normal»... Sie haben das wirklich oft gebraucht, auch wenn in Anführungszeichen und so. Aber ist für Sie Homosexualität etwas Abnormales?»

Mutter: «Ja. Eigentlich, also ja, einfach nicht das ganz Natürliche.»

I: «Im Sinn von krank?»

M: «Nein. Nein.»

I: «Das nicht.»

M: «Das glaube ich nicht. Ja. Nein, ich glaube es nicht.»

I: «Im Sinne von ...»

M: «Einfach anders.»

I: «Wie eine andere Hautfarbe oder so etwas? Oder auch nicht?»

M: «Das darf man auch nicht sagen, weil auf dem einen Erdteil ist ja normal dunkel. Es ist einfach, ja das ist eben schwer zu sagen. Einfach nicht die grosse Masse. Sagen wir es so. Es ist einfach so – wie sagt man denen, die weiss sind statt ...?»

I: «Aha! Albinos?»

M: «Albinos, so. Obwohl, das gibt ja viel mehr. Also eine Zeitlang sagten wir

auch: «Ist man denn noch normal, wenn man normal ist?» Weil man da von jedem Zweiten hörte, also im Fernsehen, der hat einen Partner und dieser hat einen Partner, und dann hatten wir jeweils auch das Gefühl: Ja, ist das eigentlich eine Seuche? (lacht) Aber ich denke auch, dass es heute auch freier ist zum Glück, das ist auch ein Grund, warum wir diesen Schritt, diesen Weg auch machen wollten, weil es uns schien, es kann es nicht sein, dass man heimlich sein Leben leben muss und nicht dazu stehen darf, wie man empfindet. Das kann es nicht sein, und das darf es nicht sein. Da wussten wir dann immer: Ah, hierdurch geht der Weg. Wir fanden einfach immer: Nein, heimlich muss man nicht leben.»

Diese Textstelle zeigt eindrücklich, wie mächtig einerseits und wie diffus andererseits diese Vorstellung von Normalität und Natürlichkeit sein kann. Obwohl die Mutter sehr stark von diesen Bildern geprägt ist und sich von ihnen jahrelang das Verhältnis zur Tochter und zum Enkelkind verderben lässt, bleibt unfassbar, was genau Homosexualität so schwierig macht. Gemäss dieser Mutter kommt sie in der Natur vor, ist aber nicht wirklich das Natürliche, ist wie eine genetische Besonderheit («Albinos»), explizit ohne Krankheitswert, aber doch spasseshalber mit einer Seuche verglichen; sie bezieht ihre Abnormität aus der statistischen Seltenheit, bleibt aber dennoch das Abnormale, auch wenn «jeder Zweite» betroffen ist – letztlich ist es nicht das kognitive Verstehen, sondern das emotionale Fairnessgefühl, das verlangt, dass man zu seinen Empfindungen stehen darf.

An einer anderen Stelle des Gesprächs sagt die Mutter, dass ihr sehr damit geholfen wäre, wenn die Wissenschaft endlich schlüssig erklären könnte, wie Homosexualität entsteht:

«Ich weiss es einfach nicht. Ich würde es wirklich gerne wissen. Ich möchte es so gerne wissen.»

Der Veränderungsprozess, den diese Mutter durchlaufen hat, ist enorm. Durch ihre Tochter wurde sie gezwungen, sich mit Fragen auseinanderzusetzen, denen sie sich sonst wohl niemals gestellt hätte. So erinnert sie sich heute etwas beschämt an die Unterschriftensammlung zum Partnerschaftsgesetz vor mehr als zehn Jahren:

Interviewerin: «Und das mit der eingetragenen Partnerschaft. Das gibt es ja, seit sechs Jahren kann man das in der Schweiz. Als das kam, so politisch, haben Sie das ein wenig mitverfolgt?»

Mutter: «Ja, da kam sie eben schon mit der Unterschriftensammlung. Und da muss ich mich ein wenig schämen, weil ...»

I: «Haben Sie es nicht unterstützt?»

M: «Also mein Mann sagte: «Das unterschreibe ich sicher nicht!» Und nachher fand ich ... Ich war immer ein wenig hin- und hergerissen. Mona sagte: «Ihr müsst das verstehen, ihr müsst an mich denken, und wenn ich dann mal ein Kind habe.» Und nachher wir so: «Ih aber nein, aber! Und nachher noch Kinder von weiss nicht woher, und ...» Wir haben es nachher nie, ja, das haben wir wirklich nie ... nicht unterschrieben und nicht zurückgegeben.»

Ohne die Herausforderung, die die Lebensweise ihrer lesbischen Tochter für diese Mutter stellte, wäre sie in der Selbstverständlichkeit ihres früheren Weltbildes verblieben, ohne je wahrzunehmen oder zu verstehen, dass es andere Lebens- und Liebesformen geben könnte. Sie erinnert sich, welche Bilder sie früher zu Homosexualität hatte, und selbst für diese Bilder, die sie heute als Klischees bezeichnet, verwendet sie den Begriff «normal»:

«Ja, das ... schon das Normale, dass die Männer halt ... Ja, also schon eher negativ, einfach negativ, also einfach, ich habe ein ganz anderes Bild heute, aber damals habe ich das vor allem sexuell angesehen, und das fand ich schlimm, schrecklich. Wie die täten, wenn sie tun! Die blöden Bilder. Die Bilder, die ich ja selber gar nie gesehen habe. Ich sah auch nie etwas in einem Film oder so. Einfach das gängige Klischee. Es sind Klischees.»

So wurde diese Mutter gezwungen, sich mit vielen Fragen zu beschäftigen, die eigentlich nicht die ihren waren, und Schritt für Schritt ihre Sichtweise zu verändern.

Der Beitrag des Enkelkinds zur Veränderung des Weltbildes ist unübersehbar und ebenfalls ambivalent. Während die gleichgeschlechtliche Partnerschaft noch versteckt und verschwiegen werden konnte, ist das Kind weitherum sicht- und hörbar und hat das Coming-out gegenüber der Aussenwelt zu einer Notwendig- und Selbstverständlichkeit gemacht. Zum Erstaunen der Mutter erlebt sie weitherum positive Reaktionen, selbst da, wo sie es am wenigsten erwartete.

So sind nach und nach im Alltag all ihre Vorbehalte und Bedenken in den Hintergrund getreten, die Freude am Enkelkind überwiegt bei Weitem den Makel, dass es das «falsche Blut» in sich hat, und der Stolz auf das gemeinsam Erreichte beginnt allmählich stärker zu werden und lässt schliesslich das enttäuschte Traumbild verblassen:

«Unsere Kinder haben uns schon gezwungen, über die Bücher gehen zu müssen. Und das ist auch richtig. Ich weiss nicht, wie ich sonst geworden wäre. Ja, ich denke, es ist wichtig, es ist immer noch nicht mein Traumbild. Es ist furchtbar, das zu sagen, aber wir haben es gut mit ihnen, und wir lieben dieses Kind und lieben unsere Tochter natürlich. Wir sagten einfach, wir haben dieses Kind bekommen, wir liebten das, und jetzt lieben wir das weiterhin und fertig.»

Lars' Mutter: «Ein innerer Widerstand»

In Interview U11 spricht eine Mutter, die gerade erst vor wenigen Wochen erfahren hat, dass ihr Sohn schwul ist. Seither wird sie völlig von ihren Gefühlen überschwemmt: Enttäuschung, Trauer, Scham- und Schuldgefühle, Angst, aber auch eine grosse Wut drehen sich im Kreis, und sie damit. Die Mutter hat einen veritablen Schock erlebt, als sie mit der Homosexualität ihres Sohnes konfrontiert wurde, und es macht sie wütend, dass nicht er selber ihr dies offenbarte, sondern sie durch eine beiläufige Aussage der Patin und Freundin davon erfuhr, die ganz selbstverständlich davon ausging, dass der Sohn die Mutter längst in sein Geheimnis eingeweiht hätte. Sie aber wusste von nichts, war völlig unvorbereitet und ahnungslos («Mich hat es fast vom Stuhl gehauen.»). Erschwerend kommt hinzu, dass ihr Sohn derzeit auf einem anderen Kontinent weilt und noch nicht sicher ist, ob er überhaupt wieder in die Schweiz zurückkehrt. Die Mutter empfindet es als Feigheit und als Weglaufen, ihr fehlt schmerzlich der Austausch mit ihrem Sohn, sie möchte ihn verstehen und mit ihm gemeinsam eine Strategie des Coming-outs anderen gegenüber entwerfen, stattdessen hat sie das Gefühl, von ihm im Stich gelassen worden zu sein mit einem Problem, das doch eigentlich seines wäre:

«Und das war auch mit ein Grund, weshalb ich noch wütend («hässig») war, dass ich jetzt quasi Fragen beantworten muss! Ich bin allein da zum Stellung beziehen oder nicht Stellung beziehen ... Sag ich's oder sag ich's nicht ... Oder, also, wo ich finde, nein, eigentlich hätte man das besprechen können. Sagst

es du? Wie soll ich darauf reagieren? Das hätte ich einfach für mich gebraucht. Das macht mich eben auch ein Stück weit wütend («verruckt»), dass er da wie nicht selber hinsteht. Und dann eben die Fantasie auch, dass er so weit weg musste, um das sagen zu können, um sich outen zu können. Und dann er sich nicht getraut, mir das direkt zu sagen, sondern meiner besten Freundin, die seine Gotte (Patin) ist.»

└───

Nebst der alles durchdringenden Wut beschreibt die Mutter dieselbe Gefühlspalette, wie sie auch andere Eltern erlebten, als sie von der Homosexualität ihres Kindes erfuhren. Doch im Gegensatz zu den meisten anderen Interviewten, die retrospektiv über diese Gefühle berichteten, ist Lars' Mutter aktuell mittendrin und erlebt diese Erschütterungen jetzt gerade ganz unmittelbar und ganz ungefiltert. Dieses Interview zeigt damit auch, dass, obwohl sich in den letzten Jahren gesellschaftlich vieles verändert hat, Etliches auch immer noch gleich geblieben ist.

Ganz klassisch stellt sich Lars' Mutter die altbekannte Frage nach eigener Schuld, weiss aber als moderne Frau auch schon, wie klischeebesetzt diese ist:

└───

«Ah, ich bin schuld! Was habe ich ... hätte ich etwas anders machen können? Alleinerziehende Mutter. All diese klischeebesetzten Sachen, und dann ... uh!»

└───

Einen Moment lang taucht am Horizont die vage Hoffnung auf, dass es sich doch nur um eine vorübergehende Phase handeln möge. Danach folgt eine intensive Trauer über das Loslassen all der traditionell-romantischen Bilder, Verlust- und Abschiedsgefühle beim Realisieren, dass nichts so sein wird wie bis anhin vorgestellt:

└───

«Ich habe mich so nicht mit dem konfrontiert vorher. Ich war so sicher, ja das gibt also irgendwie eine Partnerin, vielleicht einmal Kinder, und das geht wie alles weg in diesem Moment. Also es ist wie so auch ganz viel Verlust und Abschiedsgefühle.»

└───

Schliesslich berichtet die Mutter über riesige Schamgefühle, die sie hat. Sie schämt sich, einen schwulen Sohn zu haben, und mag nicht mit anderen Leuten darüber sprechen. Dies ist für sie ganz besonders schlimm, da sie eigentlich ein

offener Mensch ist, der normalerweise seine Probleme dadurch bewältigt, dass er mit anderen darüber spricht.

Zusätzlich ist es für diese Mutter enorm schwierig, alle diese schlimmen Gefühle bei sich selber wahrzunehmen, weil sie sich eigentlich für tolerant gegenüber Homosexualität hielt. Sie versteht nicht, was da mit ihr passiert, denn im Gegensatz zu etlichen anderen interviewten Eltern ist ihr Wissen über Homosexualität gross und sie hatte gegenüber lesbischen und schwulen Freunden nie irgendwelche Vorbehalte:

«Und dann war ich halt mega überrascht über das, was bei mir passiert ist. Weil ich habe viele Kollegen, wirklich, mehr als die Hälfte fast, die in gleichgeschlechtlichen Beziehungen sind, und es war nie irgendwie ein Thema für mich, dass ich das nicht akzeptiere oder seltsam finde, oder irgendwie so ... Und dann mit Lars machte es: Boing! Ich finde es wirklich erstaunlich, wie es mir gegen den Strich geht.»

An späteren Interviewstellen beschreibt sie noch einmal dieses Gefühl des Widerstandes, dieses «gegen den Strich», das ihr so sehr zu schaffen macht. Es ist ein tief sitzendes, sehr körperliches Gefühl. Sie verdeutlicht es mit Mimik und Gestik des Haaresträubens auf dem Unterarm und präzisiert nochmals:

«Aber es ist so wie ein innerer Widerstand. Also wie auch, wie dass es dir ein bisschen schlecht wird. Wie wenn du Kopfweg hast und dann wird es dir übel.»

Auf Nachfrage der Interviewerin verneint sie, dass es sich dabei um Ekel handelt und dass es ganz konkret mit der plastisch vorgestellten Sexualität ihres Sohnes zu tun haben könnte. (Diese Frage wurde gestellt, da in einigen vorhergehenden Interviews der vorgestellte Sexualakt schwuler Männer mit Abwehr und Ekelgefühlen in einen Zusammenhang gestellt worden war.)

Diese kognitive Dissonanz beschäftigt die Mutter während des ganzen Interviews stark. Sie, die immer tolerant gegenüber der Homosexualität anderer Leute war, reagiert jetzt, wo es ihr so nahe kommt und ihren eigenen Sohn betrifft, ganz unvorhergesehen heftig und mit körperlichem Widerstand. Dies geht so weit, dass sie die ablehnenden körperlichen Gefühle als die urtümlichen wahrnimmt,

während die neuzeitliche liberale Auffassung nur eine dünne Zivilisationskruste ausmachen würde, die bei eigener Betroffenheit leicht zusammenbricht:

«Ich habe es mir nur erklärt mit dem quasi Jahrhundertesozialisationskonstrukt, das ich einfach im Kopf habe. Und das dann trotzdem einfach noch mal überholt und überholt und überholt und einfach mehr ist als die neuzeitliche Auffassung von: Wir sind doch tolerant und es ist doch eigentlich ganz normal. Und ich find's wirklich nicht normal. Das hab ich auch gemerkt: Ich find's wirklich nicht normal. Ich finde gleichgeschlechtliche Liebe nicht normal.»

Diese Erfahrung der vorhergehenden eigenen kognitiven Toleranz bei nun heftigen emotionalen Abwehrreaktionen macht sie auch misstrauisch gegenüber akzeptierenden Reaktionen anderer Leute. So fühlt sie sich sowohl unverstanden, wenn Leute negativ, wie auch, wenn sie positiv reagieren:

«Die meisten Leute – weil ich ja das von mir selber kenne – also im Reflektieren, eben, ich habe es ja auch nicht schlimm gefunden, wenn es von jemand anderem ist, aber mich trifft es jetzt, weil es so nah ist. Also die meisten Leute reagieren: ›Ja, ist doch kein Problem, was hast denn du jetzt plötzlich?‹ Und dann finde ich: Ja nein, auch diese Reaktion brauche ich nicht wirklich. Weil ich fühle mich ja anders, oder? Ja. Nervig!» (lacht).

Sowohl die Interviewerin wie auch die interviewte Mutter versuchen im Verlauf des Gesprächs diesem Dilemma von emotionaler Ablehnung bei gleichzeitig jahrelanger Akzeptanz noch besser auf die Spur zu kommen. Einen Grund, den die Mutter mehrfach nennt, ist der Makel, den für sie die Homosexualität bedeutet, und damit das Gefühl der Enttäuschung:

«Und er hat auch ... weil er ist so ein Supersohn! Und der hat ein Riesenpodest unter den Füßen. Und jetzt ist dieses Podest weg, also bei mir. Er hat einen Makel. Und das ist schon verrückt, oder!
Weil vorher war einfach alles perfekt. Und ich stellte mir auch so eine hübsche schlaue Frau an seiner Seite vor – so blöd! Wirklich! Ja und vielleicht, wenn er nicht so ein Podest hätte, hätte ich es vielleicht auch nicht so schlimm gefunden. Ich weiss es nicht, ob das noch mal mehr etwas ausmacht, weil er

hat bei vielen Leuten, oder auch bei meinem Vater, dort ist es einfach so: Er ist sooooo hoch ...» (zeigt mit den Händen die immense Höhe).

Diese ganze Gefühlspalette erschüttert die Mutter, seit sie erfahren hat, dass ihr Sohn schwul ist. Seither steht sie per Skype in Kontakt mit ihm, aber die grosse Distanz erschwert die Kommunikation, und der Sohn weicht dem Gespräch über seine sexuelle Orientierung aus. So bekommt die Mutter von ihm keine Hilfe bei der Bewältigung ihrer Gefühle, dabei brauchte sie für ihr eigenes Verstehen so dringend die Auseinandersetzung mit ihm. Denn obwohl die Mutter während des ganzen Gesprächs ihre Wut und ihre Verletzung zum Ausdruck bringt, schimmert die Liebe zum Kind immer wieder durch die Aussagen hindurch. Diese Mutter ringt mit sich und ihren Gefühlen, sie ist bemüht, irgendeinen Weg zu finden, um mit ihrem Sohn ins Gespräch zu kommen und mit ihm gemeinsam Strategien für einen Umgang mit dem Thema zu finden.

Bisher getraute sie sich weder, es ihrem Vater zu sagen («Vielleicht muss er das gar nicht mehr wissen»), noch ihrem aktuellen Lebenspartner, da sie von beiden Männern eine schlechte Reaktion und Unverständnis erwartet. Gleichzeitig überlegt sie sich im Interview gezielte Möglichkeiten – zum Beispiel ein Gespräch mit einem befreundeten Schwulen oder auch eine eventuelle Kontaktaufnahme mit anderen Eltern –, um für sich etwas Ordnung in ihr gegenwärtiges Gefühlschaos zu bringen.

Wie diese Mutter schliesslich ihre Liebe zum Sohn mit ihren befremdenden Gefühlen in Einklang bringen wird, bleibt offen. Lars' Mutter verschliesst sich keineswegs vor der Möglichkeit, irgendwann einen Umgang mit dem Thema zu finden, sie ist sich aber bewusst, dass diese Leistung derzeit noch keineswegs vollbracht ist. Ganz besonders schwierig ist für sie die Verweigerung ihres Sohnes, sie bei diesem Bewältigungsprozess, in den doch er sie gestossen hat, zu unterstützen. So sind für sie nicht nur die Tatsache, dass ihr Sohn schwul ist, schwierig zu akzeptieren, sondern ganz besonders auch die Umstände, die daraus entstehen. Die Art, wie ihr Sohn – aus welchen Gründen auch immer – mit diesem Thema der Mutter gegenüber umgeht, stellt für sie einen tiefen Vertrauensbruch dar:

«Einfach das Verletzte vom nicht ... ja man hat das Gefühl, man ist nicht vertrauenswürdig. Warum bin ich nicht die erste Person, die das weiss? Und das verletzt einfach so!»

Dieses Interview zeigt mit dramatischer Deutlichkeit, dass der gesellschaftliche Wertewandel zwar einiges leichter gemacht hat, aber keineswegs automatisch dazu führt, dass Homosexualität nun für Eltern und ihre Kinder kein Problem mehr wäre. Im Gegenteil: Diese Mutter nimmt ihre vorherige Toleranz und ihr Wissen zu Homosexualität in ihrem derzeitigen Schmerz und in ihrer Wut eher als zusätzliche Belastung denn als Hilfe wahr! Wie viele andere Eltern zuvor durchläuft sie Gefühle von Trauer, Schmerz und Enttäuschung, aber gleichzeitig glaubt sie, dass sie diese Gefühle als moderner, aufgeklärter Mensch eigentlich nicht haben dürfte. Und auch der Sohn scheint, trotz moderner Lebensweise im Umfeld vieler homosexueller Bekannter der Mutter, nicht darauf zu zählen, dass er sich mit diesem Thema ihr anvertrauen könnte. Stattdessen lässt er lieber alles unausgesprochen und verweist unerreichbar weit weg.

Strategie Grenzen ziehen: «Zähneknirschend wohlwollend»

Diese Strategie ist jener der Kategorie «Frieden finden» sehr ähnlich. In beiden Fällen äussern Eltern Sätze, die ihre Akzeptanz und Zufriedenheit mit der gegenwärtigen Situation ausdrücken:

«Ja, jetzt stimmt das so, wie es ist.»

Mutter von Daniela und Patrick, Interview D4

«Ja, es ist sein Weg.»

Fabians Vater, Interview D5

«Für mich war das so gut. Wenn es für ihn stimmt.»

Dominiks Mutter, Interview U7

«Also, sie müssen es wissen, was für sie richtig ist, aber für mich stimmt es.»

Mutter von Laura und Franka, Interview D9

Während Monas Mutter aus Interview U9 immer noch ein wenig mit ihrem Schicksal hadert und für Lars' Mutter aus Interview U11 die schmerzhafteste Auseinandersetzung mit inneren Kämpfen gerade erst begonnen hat, signalisieren derartige Aussagen, dass für diese Eltern der Prozess des Haderns abgeschlossen ist und sie einen Weg gefunden haben, sich mit der Lebensweise des Kindes zu arrangieren, ohne sich länger mit Schuld-, Scham- oder Trauergefühlen herumzuschla-

gen. Je weiter diese Akzeptanz geht, je umfassender sie ist, desto mehr nähern sich Eltern dem Zustand des «Frieden-Findens» an; je mehr Vorbehalte sie noch immer haben, desto mehr müssen sie Grenzen ziehen, um die derzeit gefundene Balance stabil zu halten.

Die Grenze kann sich hierbei auf das Informationsmanagement beziehen und sieht dann beispielsweise wie bei Deborahs Mutter aus: Im engen Familienkreis war die Situation immer akzeptiert, auch Deborahs Freundinnen waren im Haus der Eltern willkommen und durften an im Familienkreis begangenen Feiertagen, auch zum Beispiel am Geburtstag der Mutter, teilnehmen. Nach aussen jedoch bewahrte die Mutter während Jahrzehnten ihr Stillschweigen, sie sprach mit Bekannten und ihren Freundinnen nie darüber. Ihre eigene Akzeptanz beschreibt sie so:

«Wir sagten: «Wenn sie es jetzt so wollen, wollen sie es halt so.» Also wir legten ihr nie einen Stein in den Weg oder sagten nie, das geht nicht oder so, wir haben es einfach akzeptiert. Nicht mit grosser Freude, das muss ich ehrlich sagen, aber wir nahmen es einfach als Tatsache hin, das ist jetzt so, und bei ihr ist es jetzt halt einfach so.»

Deborahs Mutter, Interview D8

Typisch für Grenzen ziehende Eltern ist, dass sie zwar nicht ganz glücklich mit der sexuellen Orientierung ihrer Kinder sind, aber dass sie diese nicht mehr länger infrage stellen. So beschreibt etwa der Vater in Interview D8 seine Haltung gegenüber der lesbischen Tochter als «zähneknirschend wohlwollend» und tröstet sich mit folgenden Gedanken:

«Und ich muss sagen, ich bin froh, dass meine Tochter wenigstens lesbisch ist, denn jetzt habe ich nämlich noch eine Schwiegertochter, und wenn sie so ein lediges Rösli wäre, hätte ich überhaupt nichts. Und ich weiss, dass es keine Umschulungskurse gibt von lesbisch auf hetero, also muss ich das akzeptieren, fertigschluss!»

Gabrielas Vater, Interview D8

Obwohl der Vater sich mit der vorhandenen Situation arrangiert hat («Ich habe es natürlich akzeptiert»), ist es für ihn kein Widerspruch, dennoch Vorbehalte gegen Homosexualität zu haben:

«Eben, ja, das gebe ich offen zu, dass ich lieber eine Tochter, die hetero ist, gehabt hätte, und ich nicht nur zweimal, sondern vier- oder fünfmal Grossvater wäre.»

Gabrielas Vater, Interview D8

Trost gibt diesem Vater – wie auch vielen anderen Eltern – die Erkenntnis, dass Homosexualität nicht verändert (umgeschult) werden kann. Damit bleibt ihm gar nichts anderes übrig, als seine Tochter so zu nehmen, wie sie ist, und pragmatisch die Vorteile zu sehen, die ihm ihre Lebensform bringt, nämlich eine zusätzliche Schwiegertochter, die er mag. Hier nochmals in seinen Worten die Art, wie er sich in sein Schicksal gefügt hat:

«Und ich gehe einfach von der Voraussetzung aus, dass es in der Natur von links zu rechts, also von Nymphomanie bis zu lesbisch alles gibt, und jetzt ist halt meine Tochter ein bisschen zu sehr rechts, aber in Gottes Namen ...»

Gabrielas Vater, Interview D8

Mit der Strategie des «Grenzen-Ziehens» haben die Eltern einen Weg gefunden, in Frieden mit ihren Kindern und deren Partnerinnen in alltäglichem Kontakt zu sein. Je nachdem, ob diese Grenzen enger oder weiter gezogen sind, liegen gemeinsame Ferien auch mit der Partnerin oder das Kennenlernen des erweiterten homosexuellen Freundeskreises durchaus drin. Dennoch bleibt, im Gegensatz zu jenen Eltern, die vollumfänglich ihren Frieden mit der Homosexualität des Kindes gefunden haben, bei Grenzen ziehenden Eltern immer ein Vorbehalt, es bleiben Teilbereiche, aus denen die Homosexualität des eigenen Kindes ferngehalten werden muss.

Diese Ambivalenz, die den Eltern hilft, im Alltag mit ihren Kindern einen wertschätzenden Umgang zu finden, trotz der Vorbehalte, die sie weiterhin haben, kann aufseiten der Kinder durchaus irritierend oder verletzend sein. Während die Eltern vielleicht das Gefühl haben, grosse Schritte der Akzeptanz geleistet zu haben, empfinden sich die Söhne und Töchter manchmal immer noch abgewertet. Die folgende E-Mail, mit der sich eine lesbische Tochter auf einen der zahlreichen Aufrufe meldete, zeigt, wie sehr Eltern und ihre Kinder eine ganz unterschiedliche Auffassung davon haben können, was Akzeptanz der Homosexualität genau heisst:

«Liebe Frau Christen

Ein Interview kann ich leider nicht vermitteln, aber einen Eindruck möchte ich doch schildern, der möglicherweise hilfreich sein kann:

Meine Eltern leben in F. und wären vermutlich nicht zu einem Interview bereit. Aber falls es möglich wäre, sie zu interviewen, würden sie vermutlich erzählen, dass es für sie ein bisschen ungewohnt war, als sie damit konfrontiert wurden, dass ihre Tochter lesbisch ist, aber sie sich daran gewöhnt haben und es ihnen manchmal anders lieber wäre, aber sie kein Problem mehr damit haben.

Aus Tochter-Sicht war es so, dass es massive Ablehnung gab und eine Reaktion, die besser dazu gepasst hätte, wenn ich sie mit der Diagnose einer lebensbedrohlichen Krankheit konfrontiert hätte («Sag, dass das nicht wahr ist», Weinen, «nein, nein, nein» etc., Partnerin nicht kennenlernen wollen ...).

Das ist einige Jahre her und nach etwa zwei Jahren hatten sich meine Eltern beruhigt und ein weitgehend problemfreier Umgang ist möglich.

Allerdings: In der schwierigen Zeit hab ich meiner Mutter einmal geraten, dass sie doch mit ihrer Schwester sprechen soll, zu der sie ein enges und freundschaftliches Verhältnis hat und deren Sohn offen schwul lebt, also mein Cousin, der ein paar Jahre älter ist als ich und immer in seiner Heimatregion geblieben ist. Meine Mutter hat damals, für mich unerwartet, entgegnet, dass sie das nicht kann. Was ich vor Kurzem erst erfahren habe, ist, dass das bis heute so geblieben ist.

Das heisst diese beiden Schwestern, die sich mehrmals wöchentlich sehen und ein tragfähiges Vertrauensverhältnis zueinander haben und die je ein erwachsenes homosexuelles Kind haben, sind bis heute nicht in der Lage, miteinander über das, was für sie immer noch manchmal ein Problem darstellt, zu sprechen. Die Kinder, also ich und mein Cousin, leben die Homosexualität offen, er in der ländlichen Region, in der wir beide aufgewachsen sind, ich weiter weg. Und obwohl der schwule Schwiegersohn in der Familie ein- und ausgeht und sehr geschätzt wird, auch in der Todesanzeige des Schwiegervaters (Vater meines Cousins) klar als Partner deklariert war, ist das Tabu nicht gefallen, sondern es kann zwischen diesen beiden Frauen nicht darüber geredet werden, obwohl das Thema zumindest meine Mutter durchaus beschäftigt.

Meine Eltern, die Tante und der verstorbene Onkel wären nicht zu einem Interview bereit (gewesen) und stehen damit sicher nicht alleine da, sodass es ein nicht zu kleines Dunkelfeld gibt. Gründe sind vermutlich Scham, vielleicht auch die Angst, mit der eigenen unterschwelligem Homophobie konfrontiert zu werden, aber auch die Unfähigkeit, überhaupt über Homosexualität zu sprechen.

Eltern und Tante leben in F. ohne Migrationshintergrund, sind katholisch und über 70 Jahre alt.

Falls es hilfreich ist, können meine Aussagen anonym gern verwendet werden. Auch für weitergehende Fragen wäre ich bereit.

Mit freundlichem Gruss

Daniela Fink»⁴⁶

Während in den Interviews die Mütter und Väter ausführlich zu Wort kommen und teilweise auch ihre Eindrücke und Vermutungen zur Befindlichkeit ihrer Kinder wiedergeben, geschieht hier das Umgekehrte: Eine Tochter erklärt die vermutete Positionierung ihrer Eltern zu einer Interviewanfrage sowie die hinter der wohl ablehnenden Haltung stehenden Gefühle.

Das Coming-out ist eine Weile her und wurde damals (von vermutlich nichts ahnenden Eltern) sehr einschneidend erlebt. Die E-Mail macht auf einen wichtigen Faktor aufmerksam, der beim Lesen der Elterninterviews zu bedenken ist: Die Erinnerungen der Mütter und Väter können mit den Jahren beschönigend geworden sein, was die eigenen Reaktionen anbelangt. Würde man die Kinder befragen, wären vielleicht etliche Coming-out-Gespräche von den Reaktionen der Eltern her weit dramatischer, als die Aussagen der Eltern erkennen lassen.

Je mehr die Eltern sich dem Zustand des «Frieden-Findens» annähern, desto mehr wird ihre Version der Geschichte sich nicht grundsätzlich von jener des Sohnes oder der Tochter unterscheiden. Je mehr sie jedoch ihre Grenzen ziehen müssen, um sich vor andauernden psychischen Erschütterungen zu schützen, desto mehr werden aufseiten der Kinder gewisse Verletzungen bestehen, über die nicht gesprochen werden darf.

⁴⁶ Name geändert

Strategie Kämpfen: «Das erste Mal in einer Demonstration»

Auf den ersten Aufruf, mit dem nach Eltern homosexueller erwachsener Kinder gesucht wurde, um mit ihnen ein Interview führen zu dürfen, meldeten sich in-nerst weniger Tage gegen dreissig interessierte Mütter und Väter. Nach der ersten Freude darüber, auf Anhieb so viele gesprächsbereite Eltern gefunden zu haben, und nach den ersten geführten Interviews machte sich allerdings eine gewisse Ernüchterung breit. Denn so individuell die einzelnen Familiensituationen auch waren, so ähnlich waren sich die geäusserten Meinungen zu Homosexualität und der Umgang mit dem Thema. Während hadernde Eltern sehr schwierig zu finden waren und ablehnende gar nicht, stellten sich kämpfende Eltern gerne zur Verfügung, um ihre Geschichte zu erzählen.

Michaelas Mutter, die selber lesbisch ist, engagierte sich jahrelang in einer politischen Partei, um die Gesellschaft freier, bunter und lebenswerter zu machen. Sie war an sämtlichen frauenpolitischen Themen interessiert, war in der Frauenbewegung aktiv und setzte sich auf allen Ebenen für die Gleichstellung aller Menschen unabhängig ihres Geschlechts und unabhängig ihrer sexuellen Orientierung ein. Ebenso berichten auch Monikas Eltern in Interview D1 von ihrem sozialpolitischen Engagement in einer Partei, zu dem auch der Einsatz für Frauen- und für Homosexuellenrechte gehörte.

Einige Eltern, die in diesem Buch zu Wort kommen, sind oder waren in der Elternvereinigung «fels» aktiv. Dieser Austausch mit anderen betroffenen Eltern, die Treffen, die sie gemeinsam mit ihren Kindern besuchten, das Informationsmaterial, das sie erhielten, waren für viele Eltern enorm wichtig. Sie bekamen dabei Sicherheit und Selbstvertrauen, sie konnten den neusten Wissensstand erwerben und sie konnten – wenn sie es wollten – an vorderster Front für den gesellschaftlichen Wertewandel eintreten. Einige Eltern taten dies während Jahren überaus engagiert, sie nahmen an Kundgebungen teil, setzten sich für das Partnerschaftsgesetz ein, arbeiteten im Vorstand von «fels» mit und legten in Radioauftritten, Zeitungsartikeln und Reden ein öffentliches Statement ab:

«Also wir haben uns auch viel engagiert für das Partnerschaftsgesetz. Das war das erste Mal, dass wir auf die Strasse in eine Demonstration gingen, in Luzern, das ist da, wo wir auch Danke sagten. Unser Sohn war auf dem Trottoir und fotografierte.»

Damians Mutter, Interview U6

«Und jetzt das letzte Mal kam wieder die Einladung für die Pride und die Tochter sagte: «Mami, du gehst doch immer an die Pride? Kommst du dieses Jahr auch? Wir gehen zusammen.» Und dann sagte ich: «Du, das kann ich dieses Jahr nicht mehr, ich kann fast nicht mehr laufen.» Und dann sagte sie: «Ich organisiere dir einen Rollstuhl, wir gehen zusammen mit dem Rollstuhl.» Nachher organisierte sie einen Rollstuhl und ging mit mir an die Pride. Mit dem Rollstuhl.»

Mutter von Daniela und Patrick, Interview D4

Ganz besonders viel Herzblut kommt in den Schilderungen zu den Schuleinsätzen des Projekts «GLL – Gleichgeschlechtliche Liebe Leben» zum Ausdruck. Dabei gehen jeweils eine lesbische Frau, ein schwuler Mann und ein Elternteil im Rahmen von Aufklärungsunterricht in Schulklassen der Oberstufe. Den Jugendlichen (14-jährige Schüler und Schülerinnen) werden Sachinformationen zu Homosexualität vermittelt, die persönlichen Coming-out-Geschichten werden erzählt und in einer nach Geschlecht getrennten Runde können die Jugendlichen alle ihre Fragen an die beiden Homosexuellen und den Elternteil richten.

In mehreren Gesprächen brachten Mütter oder Väter ihre Begeisterung über diese Schuleinsätze zum Ausdruck:

«Und dann kommen die Geschichten, und dann gehen die Augen und die Mäuler auf! Das ist dann auch weit weg immer, das war für sie das Tollste, wenn sie die lebendigen Geschichten hören. Nein, ich sage immer: Es ist das Sinnvollste, was ich gemacht habe, bis jetzt in meinem Leben, ich sehe so viel Veränderung innerhalb von zwei Stunden. Wenn man kommt und wenn man geht. Das ist ganz toll. Wirklich. Also unglaublich. Ich denke manchmal, man sollte es sehen können, was da passiert, und ja, sie kommen einem die Hand geben, und Danke vielmal, war so toll, dass wir so offen reden konnten und ja wirklich. Und sie sagen es auch, sie formulieren es auch beim Feedback, also es würde uns nicht mehr in den Sinn kommen, einem Schwulen «schwule Sau» nachzurufen, oder irgend so etwas.»

Saschas Mutter, Interview U2

«Wir haben auch Briefe von Schülern. Zum Beispiel wurden wir gerufen in eine Schulklasse, weil da ein Junge so gemobbt wurde, dass er an Selbstmord dachte. Und wir gingen in alle Schulklassen, Parallelklassen, und nachher ging es ihm viel besser, und er schrieb uns einen Brief, dass er nicht mehr ge-

mobbt werde, dass er den Mut gehabt habe, den Mut dadurch das zu sagen, und dass er jetzt happy ist.»

Damians Mutter, Interview U6

Damians Mutter erklärt ihr Engagement mit Dankbarkeit. Sie ist überaus dankbar dafür, dass sie und ihr Mann mit dem schwulen Sohn einen so guten Weg gefunden haben, sie ist dankbar, dass er die schwierige Jugendphase, in der viele Schwule gemobbt werden und an Suizid denken, gut überstanden hat, und sie ist dankbar, dass die Gesellschaft sich so weit verändert hat, dass ihr Sohn mit seinem Partner ein gelingendes Leben, frei von Verfolgung und sich zu verstecken führen kann. Und schliesslich ist sie dankbar dafür, einen schwulen Sohn haben zu dürfen und dadurch eine ganz neue Sichtweise auf die Welt und eine neue Aufgabe im Leben bekommen zu haben.

Auch anderen Eltern liegt viel daran, ihr Wissen, ihre Erfahrung, ihre Erkenntnisse zu Homosexualität weiterzugeben. So hat beispielsweise Sämis Mutter seit dem Coming-out ihres Sohnes unzählige bereichernde Begegnungen gehabt («Ich fand es wahnsinnig schön, was ich da alles erlebt habe»), wenn sie, die einen sehr offenen Umgang pflegt, mit den Menschen ihres Umfelds über das Thema Homosexualität spricht:

«Und eben, ich finde auch, das macht das Leben total reicher – oder weit, weit also mit einem weiteren Blickwinkel. Die Gespräche, und ich finde ich kann eben auch andere Leute so ein bisschen in eine Richtung bringen, und das finde ich megaschön, wenn ich denke: Läck, die sind jetzt aufs Mal total woanders.»

Sämis Mutter, Interview U3

Für Sämis Mutter ist vieles rund um die Homosexualität ihres Sohnes «megaschön», sie lässt im Interview keinen Zweifel daran, dass nun, nachdem sie sich vom Schock des Coming-outs erholt und eine kurze Trauerphase überstanden hat, sich das Leben zum Guten gewendet hat («Also für mich ist das sehr ein wertvolles Gut»), und dieses möchte sie mit anderen Menschen teilen.

Für kämpfende Eltern ist es keine Frage, dass Homosexualität und Heterosexualität absolut gleichwertig sind, es gibt keinen Zweifel daran, dass gleichgeschlechtliche Partnerschaften dieselben Rechte verdienen wie gegengeschlechtliche, und es ist ganz selbstverständlich, dass Homosexualität genauso natürlich,

gesund und ethisch vollkommen ist wie Heterosexualität.⁴⁷ Hier einige Textstellen, in denen Monikas Mutter dies aufzeigt:

«Was wir auch in der GLL sagen, eben, dass Liebe einfach Liebe ist, und gleichwertig sein sollte und so.

(...)

Und ich denke, im Ganzen drin hat es für mich genauso gleich viel Wert wie jede andere Beziehung.

(...)

Und dass sie jetzt so Beziehungen hat, ist ja, das ist für mich mehr als in Ordnung, also!»

Monikas Mutter, Interview D1

Während bei den ersten geführten Gesprächen die Frage im Kopf und im Leitfaden der Interviewerinnen noch lautete, wie der gesellschaftliche Wertewandel der letzten Jahrzehnte sich auf die Eltern homosexueller Kinder ausgewirkt hat, reifte nach und nach die Erkenntnis, dass gerade etliche dieser Eltern selber zu diesem Wandel enorm viel beigetragen haben.

Wie präsent die Elternvereinigung «fels» in der Öffentlichkeitsarbeit ist, zeigte sich auch daran, dass die Anfrage bei diversen Beratungsstellen auf der Suche nach Eltern immer wieder zurück zu «fels» führte.

Dank ihres Engagements bei «fels» erlebten die Eltern die Homosexualität ihrer Kinder als Aufgabe für sich selber und als riesengrosse Bereicherung ihres Lebens, für die sie dankbar sind. Mit ihrem Kampf waren und sind sie Bestandteil jenes Wertewandels, der Homosexualität in der modernen Gesellschaft neu konzipiert.

Strategie Frieden finden: «Das macht keinen Unterschied»

Es gibt Eltern, die jahrelang gekämpft haben und sich nun nach getaner Arbeit zufrieden zurücklehnen, um die anstehenden Aufgaben Jüngeren zu überlassen. Es gibt Eltern, die nie lautstark für einen gesellschaftlichen Wertewandel eingetreten sind, aber immer schon Homosexualität als Bestandteil der natürlichen

⁴⁷ In der Kinderfrage jedoch gehen die Meinungen auch innerhalb der «fels»-Eltern auseinander – dies wird das letzte Kapitel dieses Buches zeigen.

Vielfalt betrachteten und entsprechend ihr homosexuelles Kind wertschätzend, liebevoll und ohne jegliche Vorbehalte begleiten konnten. Und es gibt Eltern, die durch die Auseinandersetzung mit einem eigenen homosexuellen Kind aus ihrem traditionellen Weltbild gerissen und in einen Zustand des Haderns gestossen wurden, aus dem sie irgendwann herausfanden, um einfach anzuerkennen und dankbar dafür zu sein, dass das Schicksal ihren Sohn schwul, ihre Tochter lesbisch geschaffen hat.

Ihren Frieden mit der Homosexualität des eigenen Kindes gefunden haben offensichtlich jene Eltern, die im Brustton der Überzeugung versichern, dass ihnen ein schwuler Sohn, eine lesbische Tochter genauso wertvoll ist, wie es das Kind mit einer heterosexuellen Orientierung wäre:

Interviewerin: «Gibt es irgendwo ein Bedauern oder eine Enttäuschung?»

Vater: «Nein, in keiner Weise. Überhaupt nicht.»

Muriels Vater, Interview D7

Interviewerin: «Und für Sie macht es einen Unterschied, einen heterosexuellen Sohn zu haben oder einen homosexuellen?»

Mutter: «Nein. Also nein! Das macht keinen Unterschied. Überhaupt nicht.»

Dominiks Mutter, Interview U7

Fazit: «Wir haben ihn gern, so wie er ist»

Es ist eine etwas banale Erkenntnis, aber sie muss hier deutlich zum Ausdruck gebracht werden: Die Akzeptanz der Homosexualität des Kindes hängt direkt mit der Liebe zusammen, die die Eltern für ihr Kind empfinden. Auch Eltern, für die der Weg mit ihrem Sohn oder ihrer Tochter nicht immer einfach war, bringen dies zum Ausdruck:

«Und ich habe, wir haben ihn gern, so wie er ist.»

Sämis Mutter, Interview U3

«Das war eigentlich mein innerstes Anliegen, ihm zu sagen, dass er unser Sohn sei und unser Sohn bliebe, so lange wir leben.»

Thomas Vater, Interview U5

«Und mir ist einfach die Hauptsache, dass sie ein gutes Leben hat.»

Melanies Mutter, Interview D3

«Weil die Kinder sind einfach unsere Kinder, und wir haben sie gern, so wie sie sind. Und auch wenn sie anders sind, kann das auch eine Bereicherung sein.»

Damians Mutter, Interview U6

«Also für mich war einfach immer wichtig, dass die Kinder glücklich sind. Also das war für mich immer das Wichtigste. Dass das im Vordergrund ist. Ist doch egal wie. Oder, ihr Leben sollen sie so leben, wie es für sie stimmt.»

Mutter von Laura und Franka, Interview D9

Alle hier befragten zwanzig Eltern wünschen sich, dass ihr Kind glücklich ist, und bringen positive Gefühle zum Ausdruck. Etliche Eltern machten die Beobachtung, dass ihr Kind beim Versuch, heterosexuelle Beziehungen einzugehen, unglücklich und scheiternd war, hingegen erlebten sie dasselbe Kind später glücklich in einer homosexuellen Partnerschaft. So erzählt Fabians Mutter in Interview D5, nachdem sie einige Szenen schilderte, in denen der Sohn einen für sie unverständlichen lieblosen Umgang mit der Freundin pflegte:

«... weil nachher, als er dann zum ersten Mal mit dem Freund da kam, auch wieder da auf dem Sofa, da musste ich sagen: Das passt.»

Fabians Mutter, Interview D5.

Auch wenn Homosexualität für die Eltern ein schwer zu akzeptierendes Thema war, suchten sie in der Folge einen Weg, um ihr Kind in seiner Lebensweise zu unterstützen. Niemand brachte dies deutlicher zum Ausdruck als Monas Mutter, die anschaulich und sehr offen ihren jahrelangen Prozess des Haderns schilderte und gegen Schluss des Interviews zu folgender Aussage gelangte:

«Das ist eigentlich die Grundaussage, die wir haben: Ja, wir haben unsere Kinder, also wir lieben sie, egal was sie machen, wir lieben die, und wir wollen einfach gut schauen, so gut wir können.»

Monas Mutter, Interview U9

Damit kommt die Mutter, ohne die Elternvereinigung «fels» zu kennen, zur selben Erkenntnis wie diese, deren Motto lautet:

Unsere Kinder lieben anders. Wir lieben sie trotzdem.

Hadernde Eltern lassen sich aufgrund der Liebe und der Verbindung, die sie zu ihrem Kind verspüren, auf einen Auseinandersetzungsprozess ein und gehen das Risiko ein, durch diesen in ihrem Weltbild verändert zu werden.

Grenzen ziehende Eltern schützen einen Teilbereich, in dem es ihnen möglich ist, mit ihrem Kind und allenfalls mit dessen Partner unproblematisch zu verkehren, und sie sperren das Konflikthafte aus dieser Schutzzone aus, um nicht dauernd erschüttert zu werden. Kämpfende Eltern machen das Anliegen ihres Kindes zu ihrem eigenen und setzen sich vehement für den gesellschaftlichen Wertewandel ein.

Eltern, die Frieden mit sich, der Welt und ihrem Kind gefunden haben, leben in einer Gesellschaft, die Homosexualität und Homosexuellen gegenüber tolerant geworden ist.

Abwehrende Eltern dagegen beharren auf einer heteronormativen Weltsicht und verschütten lieber ihr eigenes Kind mit dem Bade als sich auf den Prozess des Haderns einzulassen oder wenigstens Teilbereiche zu schaffen, in denen sie mit ihrem Kind in Frieden leben können. Ob bei abwehrenden Eltern, die ihrem Kind mit Gewalt und Verbannung begegnen, die Liebe schon vorher nicht oder wenig vorhanden war oder erst mit dem Coming-out zerbricht, kann hier nicht herausgearbeitet werden, da es unmöglich war, mit abwehrenden Eltern direkt ins Gespräch zu kommen. Diese Eltern sind derzeit in der Gesellschaft nicht sichtbar und möchten es anscheinend auch nicht werden. Hingegen zeigt sich in den Interviews gut, wie stark und tragend die Liebe zum Kind sein muss, um diesen mächtigen und tief sitzenden Bildern von Normalität und angeblicher Natürlichkeit angemessen Widerstand leisten zu können.

Rückblickend erachten die Eltern ihre vollbrachten Leistungen der Akzeptanz ihres Kindes als eine bereichernde Erfahrung in ihrem Leben, auch und gerade dann, wenn es ein schwieriger Prozess war, und selbst wenn dieser noch nicht abgeschlossen ist. Sie berichten, dass sie durch die Homosexualität ihres Kindes einen anderen Blick auf die Gesellschaft gewonnen haben, dass sie sensibler und offener geworden sind. Sie haben insgesamt grosses Wissen rund um das Phänomen der Homosexualität erworben, haben persönlich viele Schwule und Lesben kennengelernt und nehmen dadurch heute in ihrem Alltag homosexuelle Menschen und homophobe Situationen stärker oder überhaupt erst wahr. Durch das bewusstere Hinsehen und das viele Nachdenken haben die Eltern gelernt,

Differenzierungen zu erkennen, sie haben Vorurteile durch persönliche Begegnungen ersetzt und erkennen dadurch eine grössere Vielfalt menschlichen Seins:

«Also ich bin irgendwie viel offener. Also noch vor ein paar Jahren habe ich gedacht, es gibt Schwule und Lesben und Hetero. Das sind zwei Sachen. Und jetzt sehe ich das vielmehr mit Übergängen. Ich sehe das vielmehr, also sagen wir, wenn man einen Massstab vor sich hinlegt, es gibt solche, die mehr dahin tendieren und die mehr dahin tendieren. Es gibt auch eben, wie es auch viel Bisexualität gibt. Da dachte ich vorher, früher vielleicht eher fast noch ein wenig, also die hüpfen einfach so von einem Bett ins andere. Und heute sehe ich das ganz anders, heute denke ich, es gibt einfach Menschen, die Menschen lieben, und es gibt Menschen, die eindeutig so lieben und weniger eindeutig. Also es hat sich für mich viel geweitet, also im ganzen Denken über Sexualität und über das Zusammenleben. Und ich finde es auch noch einen schönen Gedanken, muss ich selber sagen.

(...)

Einfach es ist alles viel weiter geworden. Nicht mehr dieses enge Denken. Also für mich war es eine Chance, Sascha, eine grosse. Für mich persönlich. Also für uns beide.»

Saschas Mutter, Interview U2

Die hier beschriebene Erfahrung haben viele der befragten Eltern gemacht. Durch die direkten Begegnungen mit homosexuellen Menschen sahen sie, wie unterschiedlich diese sind, und mussten etliche ihrer vorgefassten Meinungen gründlich korrigieren.

Manchmal fehlte den Müttern und Vätern mitten im Gespräch ein Wort, um die Differenzierung auszudrücken, derer sie gedanklich nunmehr fähig waren. Gelegentlich füllten sie diese sprachlichen Lücken mit eigenen Wortschöpfungen. So spricht Michaelas Mutter von sich selber als «Ex-Hetera», Sebastians Mutter prägt den Begriff des «Familienpapas», wenn sie ihrem Enkelkind das Auseinanderdriften von biologischer und sozialer Vaterschaft erklärt. Andere Eltern sprechen von «Mann-Männern» oder «Macho-Männern», um eine Spezies innerhalb der Kategorie «Mann» zu definieren. Aufseiten der Frauen wird der Begriff «tussihaft» oder «Vollbluthetera» gebraucht, um eine Unterkategorie der Frauen zu benennen. Die Frage, ob es «Macho-Schwule» geben kann, wird von Saschas Mutter aufgeworfen – und bei etlichen dieser Wortschöpfungen steckt dahinter die Frage, ob und inwieweit Geschlechterrollen und sexuelle Orientierung miteinander verknüpft sind.

Jedenfalls bringen die interviewten Eltern damit zum Ausdruck, dass die derzeitigen sprachlichen Kategorien und wissenschaftlichen Konzepte zweier Geschlechter und zweier sexueller Orientierungen für ihre nunmehr erweiterte Wahrnehmung an Geschlechtlichkeit nicht mehr ausreichen.

Für einige Eltern war es kein grosser Schritt oder sogar eine willkommene Herausforderung, sich auf diesen Prozess der persönlichen Veränderung einzulassen. Für andere wurde dieser Weg der sich verändernden Weltbilder nur mit grossem Widerstand beschritten und wäre ohne die Liebe zum eigenen Kind niemals denkbar gewesen.

Gleichzeitig steht aber diese Liebe zum Kind, die als Voraussetzung für die Akzeptanz des eigenen schwulen Sohnes oder der lesbischen Tochter erscheint, wiederum nicht für sich allein, sondern ist selber ein mächtiger Bestandteil dieses umfassenden gesellschaftlichen Wertewandels, wie er im zweiten Buchteil beschrieben wurde: Eine Kultur muss es sich leisten können, ihren Fokus nicht zentral auf die biologische Fortpflanzung zu richten, damit sie es als Aufgabe von Eltern sehen kann, den Söhnen und Töchtern bei ihrer eigenen Selbstverwirklichung wohlwollend beizustehen. Die Liebe zum Kind, die Unterstützung bei individuellen Lebenskonzepten ist genauso ein Produkt moderner Lebensweise wie die gesellschaftliche Gleichstellung der Geschlechter und die Akzeptanz gleichgeschlechtlicher sexueller Orientierung.

So machen diese Interviews am Beispiel von Homosexualität die Wechselwirkung zwischen privater und gesellschaftlicher Bewusstseinsveränderung sichtbar. Die letzten Kapitel dieses Buches widmen sich daher noch einmal diesem Wertewandel aus Sicht der betroffenen Eltern – zuerst anhand des Themas Religion, danach anhand der Frage nach Kindern von schwulen Söhnen und lesbischen Töchtern und schliesslich mit einem letzten Blick der Eltern auf die gesellschaftlichen Veränderungsprozesse.

13 Religion: «Ein dunkles Zimmer, von dem man nicht spricht»

Die Mütter von Sascha, Dominik und Sebastian sowie die Väter von Thomas und Muriel haben in ihrer Kindheit selber noch eine mehr oder weniger starke katholische Prägung erfahren. Sie alle äussern sich heute kritisch, insbesondere zur Sexualmoral der katholischen Kirche; Muriels Vater betont, dass er deswegen aus der Kirche ausgetreten ist.

In der Erzählung von Saschas Mutter spiegelt sich der gesellschaftliche Säkularisierungsprozess dreier Generationen in der Schweiz:

«Mein Pape, er wir sind katholisch aufgewachsen. Ich glaube, da hätte er ein Problem gehabt von der Religion her. Aber auch liebevoll, also er hätte ihn ganz sicher deswegen nicht irgendwie ... und er hat nicht homophob geredet, aber es hätte ihm Mühe gemacht, wegen seiner religiösen Vergangenheit. Er ist natürlich Jahrgang 97 und darum hat er gesagt, als ich ihn einmal fragte, was Homosexualität ist: «Homosexualität ist ein dunkles Zimmer, von dem spricht man nicht.» Er hat das zur Seite getan. Wir waren sehr eine angesehene katholische Familie, wir haben alles sehr gelebt und so, aber innerhalb der Familie ... Also die Kirche konnte mir gar nichts antun, auch nicht mit meiner Sexualität. Weil ich habe immer gespürt, dass meine Eltern sich sehr gern haben, und sie das auch offen, also ich habe sie auch schon ertappt und so, also einfach ich wusste, das ist etwas Schönes, und s'Müeti sagte immer: «Ich freue mich, dass ihr auch mal das Schöne erleben könnt.» Das war für mich nie dann etwas ... Darum hatte die Kirche für mich in der Beziehung überhaupt keinen Einfluss, die hat mir nie eine Barriere stellen können. Aber meinem Pape schon noch. Er hat eine strenge katholische Erziehung gehabt. Und das ist das, was Sascha am meisten zu schaffen

machte: dass man von der katholischen Kirche – also die Kinder sind getauft katholisch – dass er von der katholischen Kirche als krank angesehen wird, da gab er gerade den Austritt! Und er war sehr enttäuscht, er schrieb dann einen vierseitigen Brief und bekam keine Antwort. Und das war eine ganz riesige Enttäuschung für ihn. Und eine riesige Wut. Und das war nachher eigentlich ein Bruch. Da gab es nachher keine Diskussion, keine Auseinandersetzung, nichts. Er hat einfach den Austritt gegeben. Wir haben das verstanden. Wir haben gesagt, es ist deine Entscheidung, und mein Mann ist sowieso Agnostiker.»

Saschas Mutter, Interview U2

In der Generation von Saschas Grossvater, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, hatte die katholische Kirche noch einen sehr grossen Einfluss auf die private Sexualmoral und verlangte ein machtvolleres, verurteilendes Schweigen zu Homosexualität. In der Elterngeneration wird die katholische Sexuallehre sowohl weiter tradiert (die Kinder werden katholisch getauft) wie auch infrage gestellt (der Ehemann ist Agnostiker). Die Mutter erzählt, dass für sie selber die Liebe im Elternhaus weitaus prägender war als die katholische Sexualmoral. In der Generation des Sohnes schliesslich ist die Macht der Kirche komplett gebannt, ihr steht nun ein handlungsfähiges und sowohl in Fragen der Sexualmoral wie auch der Religion autonom entscheidendes Subjekt gegenüber, das, wenn dieser «Verein» seine diskriminierende Haltung nicht ändert, sich einfach von ihm verabschieden kann.

Auch auf Saschas Onkel, den Bruder der Mutter, der gleichzeitig Saschas Pate ist, hatte die katholische Kirche einen prägenden Einfluss. Nebst der dogmatischen Prägung kommt bei ihm die unmittelbare Lernerfahrung durch sexuelle Grenzverletzungen hinzu:

Mutter: «Er hat ein bisschen schlechte Erfahrungen gemacht. Er war in einem Internat, in einem katholischen Internat in U., und da hat er einfach schlimme Sachen gesehen, und von dorthier ist diese Homophobie gekommen.

(...)

Ich weiss nicht ganz genau was. Aber einfach, dass der Pater oder was auch immer kam, wenn sie geduscht haben oder so Sachen, nicht dass sie missbraucht worden wären, das nicht. Aber er hat einfach von dort her dann wie eine Abscheu gehabt.»

Interviewerin: «Und das hat er dann verknüpft mit dem Schwulsein?»

Mutter: «Das hat er dann verknüpft. Ja natürlich. Und dadurch fand er: Ja, alle sind so, er hat viel lernen müssen, ja.»

Saschas Mutter, Interview U2

Sowohl ihr Bruder wie auch die Mutter selber («Das hat er dann verknüpft. Ja natürlich.») verwechseln das pädophil-voyeuristische Verhalten eines Paters mit Homosexualität, und beide durchlaufen im Erwachsenenalter einen Lernprozess, in dem es zunehmend möglich wird, über all diese Themen offener zu reden. Als Sascha noch jung war, aber seine Eltern – wie die Mutter an anderer Stelle erzählt – bereits sein Schwulsein irgendwie ahnten, pflegte dessen Pate an Familienfesten wüste Schwulenwitze zu erzählen. Damals lag die gesellschaftliche Macht noch aufseiten der Homophobie und so war es der Mutter damals nicht möglich, Stellung zu beziehen. Erst als der gesellschaftliche und individuelle Wertewandel weit fortgeschritten war, wurde ein offenes Gespräch möglich:

«Später dann habe ich es dann ihm gesagt und dann hatte er einen sehr grossen Schock, dieser Götti. Und heute hat er ein ganz, ganz tolles Verhältnis mit ihm. Und es war ihm gar nicht bewusst eigentlich, dass er ... Ich habe ihm dann erzählt, wie mir das damals so weh getan hatte, und das war ihm dann natürlich gar nicht recht, er hat ja seinen Göttibuben sehr gern.»

Saschas Mutter, Interview U2

Die nahen Verwandten eines homosexuellen Kindes müssen sich oft ganz aktiv von ihrer katholischen Sozialisation befreien, um ihr schwules oder lesbisches Kind akzeptieren zu können. Dies erzählt auch Dominiks Mutter, die Jahrgang 1963 hat und in einer stark katholisch geprägten Region lebt:

«Ja, also von uns beiden, von meinem Mann und mir, die Eltern sind sehr noch mit der Religion verwurzelt und so aufgewachsen. Und wir ja eigentlich auch. Schlussendlich. Dass eben die Homosexualität, das ist etwas ganz Schlimmes und Verbotenes und Unnatürliches und ja. Das haben wir noch so gelernt. Das ist Bestandteil der Religion. So wie kein Sex vor der Ehe, das ist, ja, wirklich noch so.

(...)

Mein Mann hatte glaub ich weniger Schwierigkeiten damit, aber ich kämpfte am Anfang schon noch damit als Jugendliche selber auch, da irgendwie raus-

zukommen, und das mit der Kirche, mit der Religion total zur Seite zu legen, quasi fast abzuschliessen mit dem, um ein gesundes Leben führen zu können. Das denke ich, wird hier vielen so gehen.»

Dominiks Mutter, Interview U7

Dominiks Mutter bringt hier zum Ausdruck, dass es zwischen der katholischen Lehre, so wie sie ihr vermittelt wurde, und der Homosexualität keine Koexistenz geben kann. Es ist ein Entweder-Oder: Entweder verliert man seinen Glauben, um ein gesundes Sexualleben führen zu können, oder man verleugnet seine Sexualität, um einen gesunden katholischen Glauben beibehalten zu können.

Wenn die im Katholizismus verwurzelten Grosseltern des homosexuellen Kindes noch leben, stellen sich die interviewten Eltern regelmässig die Frage, ob und wie ihnen diese Information zugemutet werden kann. Nicht immer sind sich die Eltern so sicher wie oben Saschas Mutter, dass die Liebe zum Enkel stärker ist als die religiös-dogmatische Verurteilung der Homosexualität.

Während katholische Eltern in den Interviews einen enormen Veränderungsprozess schildern, den sie oder andere Verwandte durchlaufen mussten, um ihr Kind so anzunehmen, wie es ist, findet sich in den Interviews nichts Vergleichbares aufseiten protestantischer Eltern. Einer der interviewten Väter arbeitete selber jahrelang für die reformierte Kirche und die Homosexualität seiner Tochter scheint weder für ihn noch für andere dabei ein Problem dargestellt zu haben. Lediglich Monikas Mutter schildert eine Begegnung mit einem protestantischen Pfarrer, der sich negativ zu Homosexualität äusserte, aber die Art, wie die Mutter mit dieser Situation umgeht, zeigt auch, wie wenig Macht diese religiöse Stellungnahme auf sie und ihre Umgebung hat. An der GV des Frauenvereins bittet sie die anwesenden Frauen, ein Ja zum Partnerschaftsgesetz in die Urne zu legen:

«Und dann dachte ich, an dieser GV, das sind ja hundertfünfzig bis zweihundert Frauen dort, das wäre eigentlich der idealste Ort, dort erreichst du am ehesten ... Und da fragte ich dann die Präsidentin, ob ich am Schluss der GV noch ein paar Worte sagen dürfte, ich hätte noch ein Anliegen. Und ich habe ihr, glaub ich, gesagt, warum, und sie sagte: «Ja, das ist gut.» Und dann habe ich am Schluss, bevor die GV mit diesem offiziellen Teil fertig war, ging ich nach vorne und redete ein paar Minuten davon, dass wir eine Tochter hätten, die Frauenbeziehungen lebt, und ich habe es dann einfach, wie wir auch in

der GLL sagen, eben, dass Liebe einfach Liebe ist und gleichwertig sein sollte und so. Und dass ich eben bitte, dass auch diese Leute eigentlich das Anrecht hätten, ihre Beziehung auch öffentlich machen zu können respektive sich abzusichern damit. Dass man dort ein Ja einlegen würde. Und dann hatte ich das Gefühl, das sei gut angekommen – ausser der Pfarrer damals, was ich ja völlig schräg fand, nachher kam er und redete noch ein paar Worte als Präses. Und dann erzählte der doch etwas, ja, man soll dann schauen, dass man das nicht auch noch – wie hat er das jetzt auch gesagt? – nicht noch vermische, dass man dann das nicht quasi ... Er kam dann mit den Muslimen, mit der Mehrehe respektive Mehrfachehe. Dass man dann nicht auch noch quasi so in etwas reinschlittere, so irgend ... also völlig diffus ... und ich fand es völlig deplatziert, es passte überhaupt nicht dazu abgesehen davon, und ich ging an den Platz, und die dort am Tisch, die grad bei mir waren, sagten: «Ja, das ist super gut und so.» Nachher haben mich dann die Leute darauf angesprochen, teilweise: «Hast du jetzt nicht Reaktionen bekommen, negative und so?» Und ich sagte: «Ich habe nichts gemerkt, es hat mir niemand direkt gesagt, auf jeden Fall, ausser vielleicht, dass Leute mit mir nicht mehr geredet haben, ohne dass ich es merkte, vielleicht so.» Aber das war das Einzige, das einzig Deplatzierte fand ich war, dass dieser Pfarrer so sprach.»

Mit den Befürchtungen dieses Pfarrers, dass das Abweichen von der Exklusivität und Privilegierung heterosexueller Partnerschaften einen Wertewandel anstossen könnte, der auch weitere Bestandteile traditioneller Geschlechternormen infrage stellt, kann diese Mutter rein gar nichts anfangen. Für sie geht es ganz ausschliesslich um sexuelle Orientierung und das Partnerschaftsgesetz.

In zwei Familien gibt es entfernte Verwandte, die einer christlich-fundamentalistischen Gemeinschaft angehören und sich von daher schwer mit Homosexualität tun, aber in beiden Fällen sind diese Glaubensgemeinschaften zu weit entfernt, um aktiv das Leben des homosexuellen Kindes und seiner Eltern beeinträchtigen zu können.

Deborahs Mutter, die fest im Judentum verankert ist und sich selber als «so ein Mittelding» zwischen orthodoxem und säkularem Judentum bezeichnet, hat für sich einen Weg gefunden, die lesbische Lebensweise ihrer Tochter und ihren Glauben in Einklang zu bringen. Obwohl sie es für möglich hält, dass ihre offizielle Religionslehre sich abschätzig und diskriminierend über Homosexualität äussert («Ich würde meinen, es sei nicht erlaubt in der Bibel, aber ich bin jetzt nicht sicher, es gibt vielleicht einen Passus, den ich nicht weiss»), war es für sie

und ihren Mann von Anfang an selbstverständlich, die Tochter ganz pragmatisch so zu akzeptieren, wie sie ist – und das zu einer Zeit, als der gesellschaftliche Wertewandel noch wenig fortgeschritten war. Die lesbische Tochter selber hat sich, ähnlich wie die katholisch geprägten Kinder, von ihrer Religion weitgehend verabschiedet.

Einmal mehr zeigen die Interviews an diesen Stellen zu Religion, dass es die Liebe zum Kind ist, die die Eltern einen Weg finden lässt, die Religion so einzugrenzen, dass das Kind mit seiner sexuellen Orientierung nicht abgelehnt werden muss, auch wenn ein religiöses Dogma dies verlangen würde.

Sebastians Mutter weist darauf hin, dass nicht nur Religionen, sondern auch andere ideologisch geprägte Weltanschauungen, zum Beispiel die Anthroposophie, der Akzeptanz von Homosexualität hinderlich sein können. Sie erzählt, dass ihr Sohn eine Waldorfschule besuchte zu der Zeit, als er selber begann, seine sexuelle Orientierung zu entdecken:

«Also, ich meine die ganze Sexualität ist sowieso nicht so ... also finde ich, wird schwierig behandelt. Und von daher ist natürlich dieses Thema noch ein wenig schwieriger. Also ich finde den Umgang mit Sexualität, also es gibt so einen Lehrgang mit Sexualität, den finde ich jenseits. Und eben, da kommt dieses Thema «Schwule» nicht vor. Da hat er mich darauf hingewiesen. Er war immer noch ein bisschen mit diesen alten Lehrkräften konfrontiert und immer noch mit den Anschauungen. Und das hat er ... ja, das war einfach dogmatisch quasi, alt und dogmatisch. Weil man geht dann immer vom Ganzen aus, und es geht ja immer quasi um das Ganze, und das Ganze ist halt männlich-weiblich, und es gibt ja nur das Ganze, und das ist für ihn völlig falsch.»

Sebastians Mutter, Interview U10

Da sowohl Glaubensfreiheit wie auch sexuelle Selbstbestimmung in der modernen Gesellschaft fundamentale Grundrechte darstellen, wäre es enorm spannend und wichtig, diesen Wertekonflikt vertiefter zu analysieren. Mit den hier durchgeführten Interviews konnte nur erfasst werden, wie der Wertekonflikt zugunsten der sexuellen Selbstbestimmung entschieden wurde, nicht aber, wie es aussieht, wenn sich die sexuelle Selbstverwirklichung dem religiösen Dogma unterordnet.

14 Kinder: «Mach dich nicht unglücklich»

Die Frage, ob sich die interviewten Eltern Enkel von ihren schwulen Söhnen und ihren lesbischen Töchtern wünschen, ist eine sehr individuelle und hängt von vielen Faktoren ab – beispielsweise auch davon, wie wichtig ihnen Familie und biologische Nachkommenschaft ist, wie viele andere Grosskinder es bereits gibt oder in Zukunft geben könnte und was sie über Adoption, künstliche Fortpflanzung oder gleichgeschlechtliche Elternschaft ganz allgemein denken. Nicht zuletzt jedoch hängt die Frage unmittelbar davon ab, was die Kinder bezüglich Familiengründung für sich selber vorgesehen haben, und natürlich ist für diese Frage das Alter der schwulen Söhne und lesbischen Töchter sehr relevant – immerhin sind zum Zeitpunkt des Interviews die jüngsten homosexuellen Kinder 19 und 21 Jahre alt, während die ältesten sich zwischen 50 und 60 Jahren bewegen. Damit lässt sich anhand des Lebensalters der schwulen Söhne und der lesbischen Töchter auch ein Stück gesellschaftlicher Entwicklung erkennen.

Die Kinderfrage ist den meisten Eltern wichtig und sie taucht früh im Prozess der Auseinandersetzung mit Homosexualität auf, manchmal schon beim Coming-out-Gespräch mit dem Kind. So schildert Sebastians Mutter den weiteren Verlauf jenes Telefongesprächs, in dem der Sohn sich ihr gegenüber outete:

«Dann redeten wir so darüber, und dann am Schluss des Gesprächs sagte er: «Aber du musst nicht traurig sein, vielleicht gibt es ja dann trotzdem mal ein Grosskind.» Und dann sagte ich einfach, und irgendwie war ich froh, dass mir das gerade so ins Maul kam: «Mach dich nicht unglücklich, mach eine Frau nicht unglücklich und mach vor allem ein Kind nicht unglücklich.»»

Sebastians Mutter, Interview U10

Die meisten Eltern haben Alternativen für Enkelkinder, sei es über die Geschwister des homosexuellen Kindes oder über die Nachkommen eines neuen Lebenspartners. Spezieller ist die Situation bei der Mutter von Laura und Franka, deren lesbische Töchter kein Interesse an einer Mutterschaft («Erstaunlicherweise wollten meine beiden Mädchen absolut nie Kinder, können nichts anfangen mit kleinen Kindern») und auch keine weiteren Geschwister haben. Die Mutter hat sich mit dieser Tatsache der Enkellosigkeit arrangiert:

«Ja, also ich meine für mich ist das normal. Ich meine, man weiss, dass es solche Beziehungen gibt, seit Menschengedenken, darum ist es für mich okay. Klar, man sagt auch: Es wäre schön, wenn ich Grosskinder hätte. Aber ich habe Katzen, und jetzt sind einfach dies meine Grosskinder. Kann ich denen ein Geschenklein machen, ja. Also eigentlich problemlos.»

Mutter von Laura und Franka, Interview D9

Auch bei der Mutter von Daniela und Patrick könnte es sein, dass es keine Enkelkinder gibt, da auch das dritte – heterosexuelle – Kind nicht unbedingt Kinder haben möchte:

«Also sie sagten einmal: «Nein, du musst dich darauf gefasst machen, dass du keine Enkel bekommst», und das ist halt jetzt so. Also es ist ja nicht meine Sache ... Ich finde sowieso, wenn jeweils die Grossmütter sagen: «Also die könnten dann schon Enkel ...» finde ich das gerade ein wenig krass, das muss ich sagen. Es ist doch Sache der Jungen, ob sie sich für Kinder oder nicht Kinder entscheiden.»

Mutter von Daniela und Patrick, Interview D4

Bei allen anderen interviewten Eltern geht es nicht um die Grundsatzfrage, ob überhaupt Enkel in irgendeiner Form, sondern spezifisch um die Frage nach zusätzlichen Enkeln durch das homosexuelle Kind.

Nur in einer Familie ist bisher ein Grosskind aus einer homosexuellen Partnerschaft hervorgegangen, alle anderen Eltern hatten zum Zeitpunkt des Interviews keine Enkel durch ihre homosexuellen Kinder bekommen, und viele gehen davon aus, dass dies auch so bleiben wird.

Von: «Da wusste man sofort, das ist jetzt nichts»

Sowohl die schwulen Söhne und die lesbischen Töchter, die über vierzig oder gar über fünfzig Jahre alt sind, wie auch ihre Eltern haben mit der Kinderfrage abgeschlossen, teilweise mit Gefühlen von Verzicht, teilweise von den homosexuellen Kindern als Lebensentwurf selbstbewusst gewählt.

So erzählt Sebastians Mutter:

«Das hat ihn eigentlich geschmerzt, der Gedanke, keine Kinder haben zu können. Er hätte gerne Kinder gehabt.»

Sebastians Mutter, Interview U10

Damians Vater, der ebenfalls über seinen Sohn erzählt, dass er gerne selber Kinder gehabt hätte und der Verzicht darauf einigermaßen schmerzhaft war, meint:

«Keine Kinder, Enkel dort. Wahrscheinlich und so. Ja, das sind so alle die klassischen Bilder, die man im Kopf hat, musste man zur Seite tun, verarbeiten, sagen, das gibt es nicht, es gibt etwas anderes, oder?»

Damians Vater, Interview D2

Damians Vater gibt zu verstehen, dass die Kinderfrage stark zum Prozess des Akzeptierens und Integrierens der Homosexualität auch in die eigene, elterliche Biografie gehört. Es geht darum, die eigenen klassischen Erwartungen loszulassen und offen zu werden für «das andere», das heisst das kinderlose Leben, das der schwule Sohn zu führen gezwungen ist.

Deborahs Mutter litt viele Jahre darunter, dass vonseiten ihrer Tochter keine Enkelkinder zu erwarten waren:

«Weil eben, wir hätten eigentlich gerne noch mehr Enkel gehabt und hofften, dass sie heiratet und dass es dann mal Kinder gibt und so. Und da wusste man nachher sofort: Das ist jetzt nichts. Das war schon noch schwierig zu akzeptieren.»

Deborahs Mutter, Interview U8

Ob die Tochter selber sich je Kinder gewünscht hat, geht aus dem Interview nicht hervor. Sehr klar kommt hier jedoch die automatische Verknüpfung von Weiblichkeit mit Kinderhaben, von Eheschließung mit Familiengründung und von Homosexualität mit Kinderlosigkeit zum Ausdruck. Für eine Mutter, deren jüdische Religion über die Tochter weitergegeben wird, mag das Lesbischsein der einzigen Tochter vielleicht besonders schmerzhaft sein.

Auch für Saschas Mutter war das Coming-out des Sohnes ein Bekenntnis zur lebenslänglichen Kinderlosigkeit:

Interviewerin: «Ist es denn klar, wenn der Sohn schwul ist, gibt es keine Enkel?»

Mutter: «Damals eben schon noch. Oder, da hat man überhaupt noch gar nicht über das geredet. Wir sind aber viel nach Holland in die Ferien, und dort hat man plötzlich gehört, wie Lesben Kinder haben und so. Und dann ist das auch langsam herübergeschwappt, aber es ist keine Option, also sie möchten keine Kinder.»

I: «Ja. Aber das hat sich verändert, dieses Bild?»

M: «Ja. Einfach im Ganzen, wie es möglich ist jetzt, dass Familien, Regenbogenfamilien entstehen und ja. Und ich finde es auch schön. Und ich wäre natürlich schon dafür. Aber dort, nach meinem Gefühl sind wir gesellschaftlich glaub ich noch nicht so weit.»

Saschas Mutter, Interview U2

Für alle diese älteren Befragten bedeutete Lesbisch- und Schwulsein noch ganz automatisch Kinderlosigkeit. Dennoch ist die gesellschaftliche Diskussion um Regenbogenfamilien nicht spurlos an ihnen vorbeigegangen, und wie Saschas Mutter können sich auch Deborahs Mutter und Gabrielas Vater heute unkonventionelle Familienformen durchaus vorstellen:

«Gut, das ist natürlich ein Thema, das noch nicht lange ... und da war ich nie dagegen. Von mir aus können auch zwei Männer ein Kind adoptieren, das stört mich gar nicht. Einfach für solche Sachen waren wir immer tolerant. Immer.»

Deborahs Mutter, Interview U8

«Also ich würde sogar so weit gehen, dass ich Adoptionen von gleichgeschlechtlichen Paaren von fremden Kindern – die eigenen dürfen sie ja, oder –

dass ich das akzeptieren würde. Wobei, ich habe mich nie näher mit dem Thema auseinandergesetzt, aber es ist offenbar so, dass gleichgeschlechtliche Paare die gleich guten Eltern sein können wie Heteropaare, oder?»

Gabrielas Vater, Interview D8

Ganz anders sehen dies Damians Eltern. Sie äussern sich dezidiert kritisch zu den Fragen von Adoption und künstlicher Fortpflanzung. Nachfolgend die Bedenken erst in den Worten der Mutter, dann – etwas ausführlicher – in jenen des Vaters:

«Ein Kind – und das wird man nie ändern können. Man muss damit leben, dass es Schwule und Lesben gibt, aber man wird das nicht ändern können, dass ein Kind von Mann und Frau ist, also ein Teil Mann und ein Teil Frau. Das wird man nicht ändern.»

Damians Mutter, Interview U6

«Wo ich mehr Probleme habe, aber das ist ein anderes Kapitel, das ist mit den ganzen Adoptionen und künstlicher Befruchtung und so, das ist noch für mich schwierig. Dass die Partnerin oder der Partner Kinder vom anderen adoptiert, die er früher hatte oder so, dass es, wenn irgendetwas passiert ... was ja jetzt diskutiert wurde im Nationalrat, im Ständerat und so, dann sage ich: «Ja, ja, okay, das muss sein.» Das ist eine Ungerechtigkeit und das müsste man regeln können. Aber das Adoptieren: Jeder kann adoptieren, ich meine, Schwule oder Lesben können auch adoptieren. Allein. Als Paar dürfen sie nicht, oder. Und jetzt: Wo ist die Grenze? Und dann kommt es, wir kennen auch eine junge Dame, die sagt, «Uh, wir waren in Dänemark, wir wollen ein Kind». Dann kommt die Anonymität vom Vater, die Anonymität vom Sperma und so. Ach, das sind andere Probleme, bei denen ich nicht sagen kann, da gehe ich mit Begeisterung dahinter, weil ich glaube ... und ich höre auch von Kindern, die adoptiert sind, auch von heterosexuellen Paaren und so, die wollen immer wissen: Wer war ursprünglich die Mutter? Wer ist ursprünglich Vater? Ohne die Eltern, die adoptiert haben, auf die Seite zu schieben, sondern sie sind sehr dankbar für das Leben, das sie bekamen mit den Adoptiveltern, aber trotzdem, der Ursprung, woher komme ich? Wurzeln. Wurzeln will man, oder? Und dann, wenn das ist noch, und dann. Vielleicht ändert sich jetzt die Gesellschaft, aber noch eben in der Schule: «Ja, du hast zwei Mütter oder so, zwei Väter», die Kinder können so böse sein und das ist schwer für das Leben eines Kindes auch, und deswegen denke ich eben, was mir ein

wenig Bauchweh macht, ist immer: das Recht, ein Kind zu haben. Sage ich: Ja, he, wie viele heterosexuelle Paare haben kein Kind und können kein Kind haben? Und dann höre ich: Ja, das Recht, ein Kind zu haben. «Ich bin Lesbe, aber ich habe ein Recht, ein Kind zu haben! Weil ich kann das produzieren!» Ich habe Vorbehalte, ja. Bis ich mehr verstehen kann, mehr klären kann.»

Damians Vater, Interview D2

Diese beiden Aussagen bilden die Auseinandersetzung eines Elternpaares ab, das auch in «fels» und «GLL» aktiv ist. Beide betonen die Wichtigkeit der biologischen Abstammung: Weil ein Kind «ein Teil Mann und ein Teil Frau ist», wird es sich im Fall einer Adoption irgendwann aufmachen, seine «Wurzeln», seinen «Ursprung» zu suchen. Gemäss diesen Eltern gibt es für eine Frau kein «Recht, ein Kind zu haben», es soll die Natur sein, die diese Entscheidung trifft, gleichzeitig aber erscheint es auch unnatürlich, wenn eine lesbische Frau ohne medizinische Assistenz (also auf natürlichem Weg) zu einem eigenen Kind kommt, denn zwei Mütter oder zwei Väter zu haben ist für ein Kind immer problematisch. Die Natur wird hier verstanden als das kulturelle Konstrukt, gemäss dem immer eine Frau und ein Mann zusammen in einer Partnerschaft Kinder zeugen und gemeinsam grossziehen. Gleichgeschlechtliche Partnerschaften muss man zwar akzeptieren, aber Kinder sollen darin lieber nicht aufwachsen. Die Eltern sind sich bewusst, dass sie mit dieser Meinung in Konflikt zu einigen anderen «fels»-Mitgliedern stehen, zum Beispiel zu jungen Damen, die nach Dänemark reisen, und sie sagen an einer anderen Stelle des Gesprächs, dass man diese Diskussion innerhalb der Elternorganisation «fels» vielleicht jetzt Jüngeren überlassen muss.

Zu: «Sie kennt auch schon den Vater»

Bei den Söhnen und Töchtern unter vierzig stellt sich die Kinderfrage anders als bei den schon älteren «Kindern». Remos Vater kann nicht sicher sagen, ob die Möglichkeit, Kinder zu haben oder nicht, für seinen Sohn bereits abgeschlossen ist. Auch er bringt sein Bedauern zum Ausdruck und zeigt, wie sehr die Schwierigkeit eines homosexuellen Mannes, ein Kind zu haben, sowohl den Sohn wie auch den Vater belastet:

«Er hätte gerne Kinder gewollt. Er hätte gerne Kinder gewollt. Das sagt er mir noch heute. Er möchte gerne Kinder, aber er weiss nicht, wie weit es möglich

ist. Bis jetzt ist es ja noch nicht möglich hier. Adoption ist noch nicht möglich. Aber er hätte gerne Kinder gewollt. Für ihn ist wohl das Thema Kinder noch nicht vom Tisch. Aber ich hoffe einfach, dass er nicht mit 45 oder 50 plötzlich noch ein Kind hat. Oder, da finde ich, nicht weil er schwul ist, einfach weil die Eltern zu alt sind in meinen Augen. Ja, jetzt werde ich wirklich keine Enkelkinder haben, werde ich wirklich keine haben. Ja, was soll ich sagen? Ist manchmal schade. Ist schade. Ja, es scheint mir manchmal, wäre doch schön, so ein eigenes Enkelkind. Aber ich habe ja jetzt Enkelkinder, weil wir nie Unterschiede gemacht haben (erklärt Ausführlicheres zu den Enkelkindern, die er nun durch seine zweite Frau hat). Und da habe ich auch Enkelkinder. Und sie schauen mich als Grossvater an, und dadurch ... Manchmal habe ich den Gedanken schon, es wäre schön, ein leibliches, in Führungszeichen. Aber es ist jetzt halt nicht da. Das ist jetzt halt nicht möglich. Kann man nichts machen. Das kann man nicht ändern. Aber es spielt schon ein wenig im Kopf manchmal, muss ich sagen.»

Remos Vater, Interview D6

└──

Ganz klar wird hier nicht, ob das Bedauern des Vaters sich darauf bezieht, dass der Sohn homosexuell ist und daher «automatisch» keine Kinder haben wird, oder darauf, dass es für schwule Männer so schwierig ist, eigene Nachkommen zu haben. Zu Beginn der Textstelle, in der er die Wünsche seines Sohnes zitiert, scheint der Vater eher an eine «nicht natürliche» (um diesen Begriff zu gebrauchen) Vaterschaft zu denken, und danach, wenn es um seine eigenen Lebenswünsche geht, eher an ein biologisch leibliches Kind. In beiden Fällen bedauert er, dass dies nicht möglich ist. Während beim Sohn klar die Gesetzeslage und die gesellschaftliche Entwicklung das Hindernis darstellt, bezieht sich der Fatalismus des Vaters «Das ist jetzt halt nicht möglich. (...) Das kann man nicht ändern» wohl eher auf die sexuelle Orientierung seines Sohnes. Vermutlich denkt der Vater hier jedoch weder die eine noch die andere Version konsequent durch, sondern spürt einfach seinem Wunsch nach einem Enkel und dem Wunsch seines Sohnes nach einem Kind nach, ohne die beiden Wünsche konkret in Übereinstimmung zu bringen.

Bemerkenswert ist jedenfalls, dass der Vater, der bis zum Coming-out seines Sohnes im Brustton der Überzeugung verkündete, Homosexualität sei «wider die Natur», hier die Kombination von Homosexualität und Vaterschaft völlig selbstverständlich herstellt.

Später im Interview, zu den Wirkungen des Partnerschaftsgesetzes befragt, erklärt er noch deutlicher, dass für ihn die Gesetze viel weiter gehen und homosexuellen Paaren vollumfänglich gleiche Rechte zugestehen müssten wie he-

terosexuellen, auch bezüglich Eheschliessung, Adoption und artifizierlicher Reproduktion:

«Genau. So solches. Ich nehme nicht an, dass es einem Kind schlechter geht, weil es in einer schwulen Partnerschaft aufwächst. Das kann ich mir nicht vorstellen.»

Remos Vater, Interview D6

Wie bereits Damians Eltern äussert sich hingegen auch Sebastians Mutter kritisch gegenüber Adoptionen und betont die Wichtigkeit der biologischen Wurzeln eines Menschen:

«Ich bin sowieso auf eine Art ein bisschen kritisch gegen ... also ich finde die Frage von Adoption eh schwierig. Ich finde es aber auch bei Heteropaaren eine schwierige Frage, weil das, was ich erlebte in meiner Berufslaufbahn: Das Kind will schon wissen, wo sind meine Wurzeln. Und was haben jetzt diese Eltern mit mir zu tun und so. Diese Fragen finde ich sehr heikel. Also das Kind will ganz tief verankerte Wurzeln haben. Ich sehe, man geht aus meiner Sicht – das habe ich schon erlebt – relativ leichtsinnig mit so Adoptionen um und weiss gar nicht, was das heisst. Und ich finde auch, eben es braucht auch einen Prozess ... Bei Schwulen ist ja klar, die können keine Kinder bekommen, aber machen denn zum Beispiel Paare, also Heteropaare, die kein Kind bekommen, diesen Prozess durch? Das braucht vielleicht auch eine Trauerarbeit, wir bekommen keine Kinder – bevor man sich entscheidet. Also ich muss sagen, Adoption ist für mich ein heikles Thema. Aber jetzt zum Beispiel mein Partner, der hat mal erlebt, dass ein Kind, das im Heim lebte, dann aufs Land platziert wurde, zu einem lesbischen Paar, und das sei sehr gut gegangen.»

Sebastians Mutter, Interview U10

Je jünger die schwulen Söhne, die lesbischen Töchter sind, desto mehr zerbricht die automatische Gleichsetzung von Kinderlosigkeit und Homosexualität. So wünscht sich Melanies Mutter für ihre Tochter eine Veränderung der derzeitigen Gesetzeslage:

«Nein, also ich wäre auch froh für Melanie, wenn es mal so weit käme, oder wenn sie diesen Wunsch verspürte, dass sie da nicht müsste illegal vielleicht etwas unternehmen, damit sie zu einem Kind kommt.»

Melanies Mutter, Interview D3

In zwei Geschichten haben die Kinder offensichtlich klar kommuniziert, dass sie eine Elternschaft in Betracht ziehen, und die Mütter stehen diesem Projekt in beiden Fällen offen gegenüber:

«Und ihre Lebensplanung ist auch, sie will auch mal ein Kind und kennt auch schon den Vater, also das ist ein schwuler Mann. Und die haben das schon fest abgemacht, also es wird wohl schon so kommen, also von dem her, ihre Lebensplanung ist schon so mit Frauen ...»

Michaelas Mutter, Interview U1

«Er hat dann auch einmal, er hat ... Ich habe dann irgendwann einmal gesagt: «Ich werde glaub ich keine Grossmutter.» Und dann sagte er: «Doch, doch! Irgendwann bekomme ich dann ein Kind.» Und dann sagte ich: «Bist du sicher?» Und er sagte, er habe so viele lesbische Freundinnen, die sich ein Kind wünschen, und er wolle dann aber der Vater sein, und da müsse man dann halt einen Weg finden, und dann sei ich dann auch Grossmutter. Er finde das wichtig für ein Kind. Ich finde das eigentlich schön. Ich finde es schön. Weil, in der heutigen Zeit, man weiss sowieso nicht, wie es rauskommt, wenn man heiratet und die klassische Familie, also das gibt es eigentlich gar nicht mehr, und wenn sich da zwei Frauen und zwei Männer bewusst für ein Kind entscheiden und dann die Verantwortung untereinander aufteilen, denke ich, hat ja ein Kind etwas wahnsinnig Schönes.»

Martins Mutter, Interview U4

Für Martins Mutter ist es also geradezu eine Bereicherung, wenn lesbische und schwule Paare gemeinsam Kinder zeugen und grossziehen. Wie sie an anderer Stelle des Interviews betont, sind auch im Fall einer Trennung vernünftige Regelungen einfacher zu finden als bei heterosexuellen Eltern, weil eben Elternschaft und Partnerschaft voneinander entkoppelt sind.

Dennoch äussert sich auch diese Mutter sehr skeptisch zu Adoptionen und betont die Wichtigkeit der biologischen Wurzeln:

«Ich bin heute sogar gegen Adoptionen, weil ich finde, das Biologische und die Herkunft des Kindes, das ist ein Recht eines Kindes. Und eine Mutter, die ein Kind geboren hat, auch wenn sie psychisch irgendwie nicht in der Lage ist, muss zum Kind Kontakt haben können, weil alles andere ist unmenschlich.

(...)

Ich bin einfach dagegen, dass man – also wie soll ich sagen? – ich persönlich würde kein Kind zur Adoption freigeben, nie. Unter keinen Umständen! Und ich würde jemanden, der mir anvertraut ist, nie dazu drängen, ein Kind zur Adoption freizugeben, nie!»

Martins Mutter, Interview U4

Gleichzeitig findet Martins Mutter es diskriminierend, dass für homosexuelle und für heterosexuelle Paare nicht dieselben Spielregeln gelten, und sie meint:

«Und ich finde, das, was für Eheleute gilt, sollte auch für Schwule und Lesben gelten. Aber ich bin an und für sich einfach gegen Adoption. Und aus dem Grund, weil ich einfach denke, ich habe einfach das Empfinden, dass die Ursprungsfamilie extrem wichtig ist.

(...)

Aber ich finde, wieso sollen Schwule und Lesben keine Kinder adoptieren können, wenn es die anderen auch können?»

Martins Mutter, Interview U4

Anhand etlicher Beispiele nicht gelungener Auslandsadoptionen erhärtet Martins Mutter ihren Standpunkt. Für sie ist die biologische Herkunft enorm wichtig. Dies geht so weit, dass es nicht nur eine biologische Bindung zwischen Mutter und Kind gibt, sondern sogar zwischen dem Kind und seiner Herkunftskultur:

«Und die Mutter hat das Kind geboren, das hat Gefühle, die hat Gefühle entwickelt für dieses Kind. Und ich finde, diese Kinder sollten dort aufwachsen können. In dieser Kultur, in dieser Umgebung. Weil hier sind sie fremd. Und für sie ist es schwierig. Also ich kenne auch eine Familie, die Kinder adoptiert hat aus Somalia, aber ich gehe nicht hin und sage: «Ich finde es völlig daneben, dass du das gemacht hast.» Das steht mir nicht zu. Aber ich persönlich,

ich finde die ganze Sache problematisch, und ich habe es aber dann auch mit dieser Frau angesprochen. Ich habe gesagt: «Schau, ich find's einfach schwierig.» Aber aus dem und dem Grund, und dann hat sie ... sie hat ja dann auch nichts sagen können, und sie musste es auch nicht persönlich nehmen.»

Martins Mutter, Interview U4

Dieses Anliegen, dass Kinder biologisch zu den Eltern – oder zumindest zu den Müttern – gehören, ist dieser Mutter enorm wichtig, «alles andere ist unmenschlich». Dennoch gibt sie erstaunlicherweise in der ethischen Güterabwägung zwischen der Gleichstellung homosexueller Paare mit heterosexuellen und dem Verbot von Adoptionen ersterem mehr Gewicht.

Frappant ist hier der Kontrast zwischen der grossen Toleranz, die diese Mutter neuen Lebens- und Familienformen gegenüber zum Ausdruck bringt, und der normativen Enge, die sie biologischer Mutterschaft und kultureller Herkunft zuweist.

Überaus skeptisch zur Kinderfrage äussert sich auch Lars' Mutter, und zwischen den Zeilen mag auch hier ihre derzeitige Wut auf den schwulen Sohn durchschimmern:

«Ich bin sehr kritisch diesen Kindergeschichten gegenüber, von gleichgeschlechtlichen Partnern, aber auch sonst so. Leute, die unbedingt, ums Verrecken Kinder haben müssen, was da alles so produziert und gemacht wird, und das Elend, das es auch gibt aus dem heraus, finde ich so schrecklich, dass ich dort eben auch nicht dafür bin. Fast lieber finde: Ja, wenn du dich so entscheidest, dann entscheide dich für keine Kinder.

(...)

Und ich glaube auch dort, das ist ja wie ein wenig eine ethische Geschichte. Es gibt wirklich so viel Elend wegen diesen Adoptionen, wegen diesen Raubadoptionen, wegen Kindermachen auf allen Wegen, also ganz ... also ich finde es wirklich extrem. Und ich würde dem eher lieber ein wenig den Riegel schieben als noch mehr auf tun für so Sachen.»

Lars' Mutter, Interview U11

Lars' Mutter vertritt damit eine strikte Haltung: Der «Entscheid», homosexuell zu sein, soll logischerweise ein Entscheid für ein Leben ohne Kinder sein, denn alles andere verursacht ihrer Meinung nach Elend auf der Welt. Der Kinderwunsch sollte aus ihrer Sicht generell nicht um jeden Preis erfüllt werden, auch nicht bei

Heterosexuellen, sowohl den technischen wie auch den sozialen Möglichkeiten sollte hier gesetzlich Einhalt geboten werden.

Mit diesen zwanzig Interviews wurde zur Frage nach Kindern bei den schwulen Söhnen und den lesbischen Töchtern eine breite Palette an elterlichen Meinungen eingefangen. Sie reichen von enormer, ganz selbstverständlicher Offenheit verschiedensten Kinderprojekten gegenüber bis zu sehr restriktiven, biologisch begründeten Haltungen. Dabei beziehen sich die Vorbehalte nicht – wie oft in der Allgemeinbevölkerung – auf die Fähigkeit schwuler oder lesbischer Paare, Verantwortung für ein Kind zu tragen, sondern auf biologische Familienbande. Ganz besonders viel Skepsis wird Adoptionen gegenüber zum Ausdruck gebracht. Es ist aber keineswegs so, dass die älteren Befragten skeptischer gegenüber der Kinderfrage Homosexueller wären, der Generationsunterschied besteht eher darin, dass für sie diese Frage noch nicht relevant war zu der Zeit, als ihr schwuler Sohn oder ihre lesbische Tochter im fortpflanzungsfähigen Alter war. Damit spiegelt sich in den Interviews die gesellschaftliche Veränderung von Homosexualität, die früher nicht anders als kinder- und familienlos gedacht werden konnte und sich heute den heterosexuellen Paarbeziehungen angenähert hat.

15 Fazit der Eltern: «Es ändert sich vielleicht langsam in Europa»

Nirgends kommt der Wertewandel so deutlich zum Ausdruck wie dort, wo die Eltern die Erinnerungen an ihre eigene Kindheit und Jugend mit der heutigen gesellschaftlichen Lage vergleichen:

«Und ich meine, in der Linkshändigkeit hat sich ja auch sehr viel getan. Also mein Bruder war Linkshänder und dem wurde noch die linke Hand hinter den Rücken gebunden in den Schulstunden, weil das verboten war, mit der linken Hand zu schreiben. Und er hatte unglaubliche Schwierigkeiten, dass er nur die rechte Hand brauchen durfte. Und jetzt ist das auch kein Thema mehr. Ich sehe viele Leute, die mit links schreiben. Es käme auch niemand auf die Idee zu sagen: «Ja, wenn du linkshändig bist, ist wohl da in deiner Erziehung etwas nicht ganz sauber gelaufen, als du ein Baby warst oder so.»»

Mutter von Daniela und Patrick, Interview D4

«Als ich Jugendlicher war, da wurde Freud heiss diskutiert, da war die Psychiatrie noch in dem Stadium, dass man mit Elektroschocks und kühlen Bädern und Wegsperren und Zwangsjacke gearbeitet hat. Und damals war Homosexualität eine Krankheit, die therapiebedürftig ist.»

Muriels Vater, Interview D7

«Es hat sich verändert. Es hat sich echt verändert. Wenn ich daran denke, als meine Schwester noch jung war, war lesbisch wirklich ein Schimpfwort und ein absolutes Tabu. Schwulsein war noch viel schlimmer. Aber man muss daran denken: Meine Schwester wird jetzt fünfzig, und sie hat keine Politik machen können, weil sie lesbisch ist, und ich finde das irgendwo schon noch

sehr einschneidend. Und ich finde, mit fünfzig ist sie noch nicht in einem Alter, in dem man sagen muss: Ja, das ist jetzt ein halbes Jahrhundert her. Das hat sich erst jetzt in der letzten Zeit verändert.»

Martins Mutter, Interview U4

Michaelas Mutter vergleicht die heutige Lebenssituation ihrer Tochter mit ihrem eigenen Lesbischsein als jüngere Frau:

«Bei mir war zum Beispiel schon ein Kampf, also nein ein Kampf, aber einfach schon immer ein Hinstehen: Kinder und berufstätig sein, oder? Dort musste ich mich schon immer outen und rechtfertigen und so, und dann kam halt noch das Lesbischsein dazu. Und für Michaela, sie ist ja mit dem aufgewachsen, ich kann Kinder haben, ich kann Beruf haben und ich kann auch lesbisch sein. Und das ist schon, glaube ich, auch ein Generationenunterschied, was bei mir noch nicht so selbstverständlich war. Also ja, die Kinder hat sie noch nicht, von dem her kann sie das noch nicht leben. Aber für sie ist das so, ist das normal und das ist so, und ich in ihrem Alter hatte das noch nicht so ... Darum habe ich vielleicht auch in der Pubertät gar nie an eine Frau gedacht, weil für mich der Wunsch nach Kinderhaben schon da war.»

Michaelas Mutter, Interview U1

Dass sich die Gesellschaft – und in Bezug auf Homosexualität zum Positiven – verändert hat, darin sind sich die befragten Eltern ausnahmslos einig. Die Annahme des Partnerschaftsgesetzes durch die Schweizer Stimmberechtigten 2005 wird dabei von vielen als ein wichtiger Meilenstein gesehen. Weiter nennen die Eltern schwule und lesbische Persönlichkeiten in der Öffentlichkeit, Medienberichte, konkrete Beispiele aus dem Leben ihrer Töchter und Söhne, die zeigen, dass die Toleranz grösser, die Diskriminierung kleiner geworden ist. So sagt zum Beispiel Monikas Vater:

«Ein grosser Teil der Bevölkerung, denke ich, hat heute mit dem kein Problem, es ist auch in den Medien, ich meine in jeder Serie muss es mindestens ein schwules oder lesbisches Pärchen geben, das gehört einfach heute dazu.»

Monikas Vater, Interview D1

Wie Michaelas Mutter im nachfolgenden Zitat bringen aber viele Eltern gleichzeitig zu der Freude über das Erreichte auch eine gewisse Skepsis zum Ausdruck:

«Es hat sich sicher sehr viel zum Positiven verändert. Aber es ist noch lange nicht da, wo ich vielleicht gemeint habe, wie die Situation dann ist, wenn ich fünfzig bin – ich bin bald fünfzig. In Bezug zu Homosexualität gehen wir langsam vorwärts, es gibt eine Öffnung, je nachdem in welchen Kreisen ...»

Michaelas Mutter, Interview U1

So einig sich die Eltern darin sind, dass der Wertewandel positive Veränderungen für homosexuelle Menschen brachte, so uneinig sind sie in der Frage, wann dieser Wandel denn abgeschlossen ist bzw. welche weiteren Veränderungen er noch mit sich bringen und in welchem Tempo er vor sich gehen sollte.

Bei ihrer Auseinandersetzung mit der Homosexualität ihres Kindes machen die Eltern kaum einen Bezug zu anderen Geschlechterdimensionen, meist steht die sexuelle Orientierung und der Kampf nach einem diskriminierungsfreien Leben für Homosexuelle isoliert für sich. So verträgt sich eine differenziertere Wahrnehmung von Homosexualität in einigen Gesprächen durchaus mit traditionellen Männlichkeits- und Weiblichkeitsvorstellungen:

«Aber ich denke, bei einem Paar scheint mir meistens ein wenig, dass einer die weibliche Rolle übernimmt und der andere eher die männliche.»

Sämis Mutter, Interview U3

«Das Männliche, das ist eine andere Energie, das ist ein anderer Input, und das brauchen die Buben und die Mädchen. Für mich ist das Weibliche so das Behütende, das Umsorgende, das Dasein, das Aushalten, das Durch-ganz-Schwieriges-Durchgehen. Und das Männliche ist so ein wenig das Sagende: Halt, also geht's noch, so weit geht's, und so geht's nicht! Und jetzt wird gehorcht und jetzt ist fertig!

(...)

Und das Weibliche ist eher so, das denkt: Ja, das hat vielleicht da noch einen Vorteil und jenes hier einen Vorteil, und ja da können wir mal noch schauen und noch einen Mittelweg finden, und das Männliche ist für mich halt schon das, das dann sagt: Ah, so geht das nicht!

Ich habe schon das Gefühl, dass es ein Unterschied ist zwischen männlich und weiblich. Und dass unsere Gesellschaft eben sehr stark verweiblicht.»

Martins Mutter, Interview U4

Für andere Eltern hingegen ist die Vielfalt sexueller Orientierung nicht denkbar, ohne auch traditionelle Geschlechternormen zu überwinden. Dass Männer und Frauen, Mädchen und Jungen individuell verschiedenste Begabungen haben und dass diese unabhängig ihres Geschlechts auftauchen und gelebt werden sollen, ist für viele der befragten Eltern eine Selbstverständlichkeit. Bei Michaelas und bei Monikas Mutter gingen beispielsweise ein feministisches Bewusstsein und der Einsatz für Frauenrechte dem Engagement für Homosexuellenrechte lebensgeschichtlich voraus. Mittlerweile geht bei Monikas Eltern die Beschäftigung mit diesen Themen so weit, dass sie die Zweigeschlechtlichkeit infrage zu stellen beginnen; allerdings wurde dieser Prozess durch eine jüngere Tochter, die transsexuell ist, noch mehr angestoßen:

«Es hat sich verändert, also nicht nur jetzt wegen Monika. Es hat sich verändert auch durch unsere jüngste Tochter, Anna. Weil, also ich muss es so sagen: Also ich habe das Gefühl, mir ist wie ein Fenster aufgegangen für uns auch, dass man überhaupt solche Sachen anschaut, und dass es das überhaupt gibt, also die Gender-Frage, ist jemand jetzt männlich oder ist er weiblich? Und das sagen unsere Töchter jetzt wirklich schon manche Jahre, und vor allem Anna auch, es gibt nicht einfach nur einen Mann oder eine Frau, es gäbe ganz viel zwischendrin, es ist nicht einfach schwarz und weiss, und das scheint mir je länger desto mehr, es ist einfach so. Also ich rege mich jetzt heute schon auf, wenn ich irgendwo anklicken muss Mann oder Frau sei ich, und ich das schon anklicken muss im Internet, wenn ich irgendeine Adresse schreiben muss. Und wenn ich es nicht anklicke, kommt es immer noch, kommt es immer wieder! Auch dort: Es ist eigentlich Blödsinn, dass wir uns so deklarieren müssen.»

Monikas Mutter, Interview D1

Während die befragten Eltern, insbesondere jene, die die Strategie des Kämpfens verfolgen, auf praktischer Ebene insgesamt sehr viel dazu taten und weiterhin tun, Homosexualität in der Gesellschaft sichtbar und akzeptiert zu machen, sind sie sich – wie wahrscheinlich die meisten Menschen heute – auf theoretischer Ebene ihrer Geschlechterbilder wenig bewusst. Anhand der Interviews lässt

sich einerseits zeigen, dass die traditionellen Geschlechtervorstellungen von Mann und Frau als psychische und physische Gegensätze, die in der sexuellen Reproduktion sich finden und vereinigen, allmählich aufgebrochen werden. Andererseits ist aber kein neues und kohärentes Geschlechtermodell entstanden, sondern eine postmoderne Vielfalt, die auch Widersprüchliches und aus wissenschaftlicher oder ethischer Sicht Problematisches beinhalten kann, wie etwa der folgende Vorschlag von Martins Mutter, der schon rein aus demografischen Gründen grosse Fragen aufwirft:

«Und es gibt ja diese Kulturen, in denen dann der Bruder die Vaterfunktion übernimmt, und das fände ich, wäre bei uns höchste Zeit, dass das eingeführt würde, weil der Vater ist ja eigentlich bei vielen gar nicht mehr da.»

Martins Mutter, Interview U4

Die gesellschaftlichen Veränderungen im Bereich Homosexualität und Geschlecht finden, wie im Theorieteil aufgezeigt, nicht isoliert statt, sondern sind Teil eines umfassenden gesellschaftlichen Wertewandels, der nur begrenzt überblickbar und steuerbar ist. Die befragten Eltern sind einigermaßen zufrieden mit den Veränderungen, die im Bereich Homosexualität stattgefunden haben, sie sind sich uneinig, welche weiteren Entwicklungen vor allem im Zusammenhang mit Kindern notwendig und wünschenswert sind, sie erleben den Kampf um Homosexuellenrechte wenig eingebettet in einen umfassenderen Wertewandel, sondern eher isoliert, und sie haben Angst, dass das bisher Erreichte wieder verloren gehen könnte. Schliesslich machen sie auch ganz unterschiedliche Teilbereiche der Gesellschaft aus, die den Fortschritt in Fragen zu Geschlecht und sexueller Orientierung bremsen:

«Was ich so spüre, es ist eine grössere Offenheit da seit der Registrierung der Partnerschaften. Was mir ein bisschen Sorgen macht manchmal, ist bei den ganz Jungen so eine Tendenz wieder zu dem Girlie-Verhalten, auch von den Musiktexten her, die manchmal sehr diskriminierend sind. Also bei den ganz Jungen bin ich mir nicht so sicher. Ich habe gelesen, dass das eine Form von Selbstbewusstsein ist, auch Rollen spielen zu können als Frau – was ich sehr gerne auch mache –, aber ich habe trotzdem das Gefühl, es sei etwas anderes bei den Jungen. Dass es wieder traditioneller wird bei den Jungen, in Sinn von der Mann ist führend, wo auch immer. Und allgemein die Gesellschaft finde

ich offener Frauen gegenüber, Homosexuellen gegenüber aber bei den ganz Jungen bin ich mir nicht so sicher.»

Michaelas Mutter, Interview U1

«Ich habe überhaupt eher das Gefühl, die Jungen haben eine viel eingengere Sicht, eben alles, was gerade ein bisschen anders ist, ist total daneben.»

Dominiks Mutter, Interview U7

«Ich gehe nichts provozieren. Weil ich ganz genau weiss, meine Generation, die sind nicht ... die finden das nicht normal. (...) Weil eben, wie gesagt, meine Generation ist halt noch nicht ... ist ja niemand modern dabei.»

Deborahs Mutter, Interview U8

«Je mehr Dorf, umso schlimmer eigentlich ...»

Sämis Mutter, Interview U3

«Wenn man in Intellektuellenkreisen verkehrt, ist es ganz normal, bei Arbeiterkreisen kommt es darauf an, mit wem man zusammen ist. (...) In SVP-Kreisen ist es auch klar, dass das nicht normal ist, also in meinem Umfeld, da in meiner Umgebung ist es eigentlich etwas Normales.»

Martins Mutter, Interview U4

«Die Welschen, die haben mehr Probleme. Unser Sohn sagte: «Mami, zum Glück seid ihr in der Deutschschweiz geblieben.»»

Damians Mutter, Interview U6

«Und ich habe auch das Gefühl, dass da die Leute in der Schweiz schon noch einen Tick freier und toleranter sind als in Deutschland (...), da Deutschland sehr stark von konfessionellen, kirchlichen Kräften fast noch dominiert wird. Also in der öffentlichen Meinung und in der Politik haben die Kirchen ein sehr grosses Gewicht.»

Muriels Vater, Interview D7

«Es ändert sich vielleicht langsam, langsam in Europa, aber man sieht den Widerstand in Österreich und auch in Frankreich um die ganze Geschichte, ob sie heiraten dürfen. In Deutschland können sie heiraten, der Sohn unserer Freunde hat geheiratet, er ist Deutscher, und dann gibt es auch andere Länder, wo es katastrophal ist, oder, Amerika und so, aber man merkt, es

kommt langsam, aber wie alles, es braucht Zeit. Aber es braucht wirklich Anstrengungen!»⁴⁸

Damians Vater, Interview D2

«Ich habe ja viel mit Muslimen zu tun. Und für die ist schwul – ein Schwuler ist einfach nichts. Das ist gar nichts, für sie. Das gibt es nicht in ihrer Kultur. Haben sie das Gefühl!»

Remos Vater, Interview D6

«Also ich gehe viel mit der GLL in die Schule, und dort hatte ich das Gefühl, noch vor zwei, drei Jahren sogar noch, es bessere, eigentlich müsste man das bald nicht mehr machen, wäre super, wenn man es nicht mehr machen müsste, es ist dann quasi bald so weit, dass man es nicht mehr machen müsse. Und jetzt haben wir eher – das sehe nicht nur ich allein so – mir scheint, die Tendenz ist eher wieder so, es geht wieder eher ... es wird wieder wie traditioneller. Das Denken ist wieder konservativer. Es hat auch jetzt natürlich andere Einflüsse durch viele andere Ethnien, die in der Schule sind. Also Muslime, es ist einfach so, die haben halt einfach eine andere Haltung. Und das merkt man wieder mehr, wie viel nötiger dass das ist, dass man wirklich Aufklärung macht.»

Monikas Mutter, Interview D1

Saschas Mutter bringt die Wahrnehmung der befragten Eltern gut auf den Punkt, wenn sie erklärt:

«Und ich weiss jetzt nicht, kommen wir darauf zu oder gehen wir wieder davon weg.»

Saschas Mutter, Interview U2

Auch Lars' Mutter drückt aufgrund ihrer Erfahrung, die sie jetzt gerade mit sich selber und ihrer eigenen Toleranz macht, eine gewisse Besorgnis aus:

⁴⁸ Zum Zeitpunkt des Interviews gab es sowohl in Deutschland wie auch in den USA, in Österreich und Frankreich keine Ehemöglichkeit. Umgangssprachlich wurden aber in den Interviews eingetragene Partnerschaften oft als Ehen bezeichnet.

«Also jetzt mit meinem eigenen Erleben jetzt finde ich, es ist auch viel vor-dergründig offen. Und wenn es wirklich darum geht, ist es eigentlich gar nicht so schaurig offen. Dann denke ich aber wieder: Ja, jetzt haben wir aber trotzdem eine Stadtpräsidentin sogar in Zürich, die lesbisch ist, und es ist möglich, aber es wird auch viel also getriezt mit dem, weisst du, es gibt viele Leute, die sagen: Jaja, darum! Also so Sprüche machen, wo ich dann jeweils auch finde. Ich weiss nicht, ich finde es einfach etwas sehr Labiles. Und welt-geschichtlich ist es sehr labil. Ich glaube, es ist ... Aber es ist mit allem so. Also es ist ja vieles akzeptiert, und sobald aber jemand anfängt, ein bisschen lauter zu hupen oder irgend so, ist es dann eben trotzdem, dass du die Leute wieder fangen kannst mit so alten ... jetzt einfach, diese Prägung trotzdem noch drin ist.»

Lars' Mutter, Interview U11

In einigen Familien ist der schwule Sohn Onkel oder die lesbische Tochter Tante eines – aus Sicht der hier befragten Eltern – Grosskindes. Etliche der schwulen Söhne und der lesbischen Töchter wurden auch ganz bewusst als Paten gewählt, in der Annahme, dass sie selber keine Kinder haben können oder haben wollen.

Dieses Buch vermochte einige der aktuellen Diskussionsfelder rund um Homosexualität aufzuzeigen. Die Zukunft der Schweiz, der europäischen Länder, der weltweiten Menschheit ist offen, und sie wird von unseren Nachkommen gestaltet werden. Daher soll das Schlusswort der jüngsten Generation gehören – hier zitiert durch Sebastians Mutter:

«Und dann, als er heiratete, fragte sie so typisch als Kind: «Oma, wie geht das? Also, dass da zwei Männer heiraten?» Sie hat natürlich ihre Prinzessinnenvorstellungen. Dann sagte ich: «Du, heute ist alles möglich. Heute kannst du ...» habe ich ihr halt verschiedene Konstellationen aufgezählt. Sagte sie: «Oma, alles ist nicht möglich. Einen Hund kannst du nicht heiraten!»»

Sebastians Mutter, Interview U10

Quellenverzeichnis

Texte

ABQ: Schulprojekt Kanton Bern. Online: www.abq.ch [7. August 2016]

Aldrich, Robert (Hrsg.) (2007): Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität. Hamburg: Murmann.

Amnesty International (Hrsg.) (2013): Making Love a Crime: Criminalization of same-sex conduct in sub-Saharan Africa. London: Amnesty International Publications.

APA, American Psychological Association (2013): DSM-5, Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders, fifth edition. Arlington: APA.

Beobachter Nr. 9/2013 vom 3.5.2013: Regenbogenkinder, Adoptionsrecht: Stimmen aus der Politik, S. 60–65.

BFS, Bundesamt für Statistik (2016): Familienhaushalte mit Kindern nach Haushaltstyp, 2014. Neuchâtel. Online: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/04/blank/key/01/06.html> [7. August 2016]

BFS, Bundesamt für Statistik (2016): Eingetragene Partnerschaften und Auflösungen 2007–2015. Neuchâtel. Online: <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/01/06/blank/key/07.html> [7. August 2016]

Blunier, Joel (2005): Partnerschaftsgesetz: Mit Salami-taktik zum Endziel Kinder. Medienmitteilung des Referendatskomitees «Nein zum Partnerschaftsgesetz». Online: http://www.livenet.ch/news/mehr/communiqu/122065-partnerschaftsgesetz_mit_salami-taktik_zum_endziel_kinder.html [7. August 2016]

Bochow, Michael; Marbach Rainer (Hrsg.) (2003): Homosexualität und Islam. Hamburg: Männer-schwarmSkript-Verlag.

Bommarius, Christian (2011): Eine Debatte von vorgestern. In: Berliner Zeitung, 4.8.2011. Online: <http://www.berliner-zeitung.de/newsticker/eine-debatte-von-vorgestern,10917074,10926898.html> [7. August 2016]

- Bosinski, H. A. G. (2000): Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit. In: *Sexuologie* 7 (2/3) 2000, S. 96–140. Online: <http://www.sexualmedizin-kiel.de/ANL14.pdf> [7. August 2016]
- Breuer, Franz (2010): *Reflexive Grounded Theory. Eine Einführung für die Forschungspraxis*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Büchler, Andrea (Hrsg.) (2007): *Eingetragene Partnerschaften*. Bern: Stämpfli.
- Bundesrat (2016): Stellungnahme des Bundesrates zu den Empfehlungen im Umgang mit intersexuellen Menschen. Bern: 18. Mai 2016. Online: <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20163148> [7. August 2016]
- Bundesrat (2015): Bericht des Bundesrates zum Postulat Fehr (12.3607): Modernisierung des Familienrechts. Bern: März 2015. Online: <http://www.ejpd.admin.ch/dam/data/bj/aktuell/news/2015/2015-03-25/ber-br-d.pdf> [7. August 2016]
- Bundesrat (2005): Erläuterungen zur Volksabstimmung vom 5. Juni 2005.
- Bundesrat (2002): Botschaft 02.090 zum Bundesgesetz über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare vom 29. November 2002. S. 1288–1377. URL: www.admin.ch/ch/d/ff/2003/1288.pdf [7. August 2016]
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Copur, Eylem (2008): *Gleichgeschlechtliche Partnerschaft und Kindeswohl*. Bern: Stämpfli.
- Crozier, Ivan (2008): *Sexual Inversion*. Havelock Ellis and John Addington Simonds. S.l.: Palgrave, Reprint.
- D’Augelli, Anthony R.; Patterson, Charlotte J. (Hrsg.) (1995): *Lesbian, Gay and Bisexual Identities Over the Lifespan: Psychological Perspectives*. New York: Oxford University Press.
- Dbk: Deutsche Bischofskonferenz: Pressemitteilung vom 25. Februar 2013. Online: <http://www.dbk.de/presse/details/?presseid=2277&cHash=b12c9157ed2d3b24edc8a88a620a1e8d> [7. August 2016]
- Dannecker, Martin (2010): Geschlechtsidentität und Geschlechtsidentitätsstörungen. In: *Zeitschrift für Sexualforschung*. Stuttgart: Thieme, 1/ 2010, S. 53–62.
- Delessert, Thierry (2006): Auguste Forel und die Homosexualität. In: Groneberg, Michael (Hrsg.). *Der Mann als sexuelles Wesen. L’homme – créature sexuelle*. Fribourg: Academic Press,. S. 161–181.
- Deutscher Ethikrat (2012): *Intersexualität. Stellungnahme*. Berlin: Deutscher Ethikrat. Online: www.ethikrat.org/dateien/pdf/stellungnahme-intersexualitaet/pdf [7. August 2016]
- Dixon, Joy (2009): Havelock Ellis and John Addington Symonds, *Sexual Inversion* (1897). In: *Victorian Review* 35/1, Victorian Studies Association of Western Canada, S. 72–77.
- Duttge, Gunnar; Engel, Wolfgang; Zoll Barbara (Hrsg.) (2010): *Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm*. Göttinger Schriften zum Medizinrecht, Bd. 10. Göttingen: Universitätsverlag.
- Eckloff, Tilman (2007): *Die Geschlechtlichkeit des Menschen. Wie sexuelle Orientierung, Geschlechtsidentität und Geschlechtsrolle zusammenhängen*. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller.
- fels: *Freundinnen, Freunde, Eltern von Lesben und Schwulen*. Online: www.fels.ch [7. August 2016]
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the Body: Gender Politics and the Construction of Sexuality*. New York: Basic Books.

- Fiedler, Peter (2004): Sexuelle Orientierung und sexuelle Abweichung. Heterosexualität – Homosexualität – Transgenderismus und Paraphilien – sexueller Missbrauch – sexuelle Gewalt. Weinheim: Beltz.
- FMedG: Bundesgesetz über die medizinisch unterstützte Fortpflanzung. Online: <https://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20001938/index.html> [7. August 2016]
- Forsa-Umfrage: Stern, 27. Februar 2013. Online: <http://www.stern.de/politik/deutschland/stern-umfrage-deutsche-sagen-ja-zur-homo-ehe-3662338.html> [7. August 2016]
- Forel, Auguste (1905): Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete. München: Reinhardt.
- Foucault, Michel (1993): Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit 2. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977): Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- FRA, European Union Agency For Fundamental Rights (2013): LGBT-Erhebung in der EU. Wien: Agentur der Europäischen Union für Grundrechte.
- Frisch, Morten; Hviid, Anders (2006): Childhood Family Correlates of Heterosexual and Homosexual Marriages: A National Cohort Study of Two Million Danes. *Archives of Sexual Behavior*, 35(5), 2006, S. 533–547.
- Gartrell, Nanette; Rodas, Carla; Deck, Amalia; Peyser, Heidi; Banks, Amy (2005): Interviews with Ten-Year-Old Children. *The Longitudinal National Lesbian Family Study IV*. In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 70(4), Oktober 2005.
- Gartrell, Nanette; Banks, Amy; Reed, Nancy; Hamilton, Jean; Rodas, Carla; Deck, Amalia (2000): Interviews with Mothers of Five-Year-Olds. *The Longitudinal National Lesbian Family Study III*. In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 70(4), Oktober 2000.
- Gartrell, Nanette; Banks, Amy; Hamilton, Jean; Reed, Nancy; Bishop, Holly; Rodas, Carla (1999): Interviews With Mothers of Toddlers. *The Longitudinal National Lesbian Family Study II*. In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 69(3), Juli 1999.
- Gartrell, Nanette; Hamilton, Jean; Banks, Amy; Mosbacher, Dee; Reed, Nancy; Sparks, Caroline H.; Bishop, Holly (1996): Interviews With Prospective Mothers. *The Longitudinal National Lesbian Family Study I*. In: *American Journal of Orthopsychiatry*, 66(2), April 1996.
- GaySVP: Gruppe Gays in der SVP. Online: http://www.gaysvp.ch/index.php?option=com_content&view=article&id=48&Itemid=60
- Gerlach, Stephanie; Streib-Brzic, Uli (2005): Und was sagen die Kinder dazu? Gespräche mit Töchtern und Söhnen lesbischer und schwuler Eltern. Berlin: Queer-Verlag.
- Gfs (Hrsg.) (2008): Familienmonitor 2008. Hohe Erwartungen an Familien – Sorge, nicht bestehen zu können. Zürich: Beobachter Verlag.
- Gfs Zürich (2015): Repräsentative Umfrage zum Thema Zivilehe für gleichgeschlechtliche Paare. Online: http://gfs-zh.ch/wp-content/uploads/2015/02/Newsletter_Homo-Ehe.pdf [7. August 2016]
- Glaser, Barney; Strauss, Anselm (1998): Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung. Bern: Huber.
- GLL: Schulprojekt ganze Schweiz. Online: www.gll.ch [7. August 2016]

- Goffman, Erving (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. (Original: Stigma: Notes on the Management of Spoiled Identity. Englewood Cliffs: N. J. Prentice-Hall, 1963).
- Groneberg, Michael (Hrsg.) (2006): Der Mann als sexuelles Wesen. L'homme – créature sexuelle. Fribourg: Academic Press.
- Haeberle, Erwin J. (2005): dtv-Atlas Sexualität. München: dtv.
- Hartmann, Jutta; Klesse, Christian; Wagenknecht, Peter; Fritsche, Bettina; Hackmann, Kristina (Hrsg.) (2007). Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht. Studien interdisziplinäre Geschlechterforschung, Band 10. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Heger, Anna (2013): ComicZine: Xier packt xiesen Koffer. Online: <https://annaheger.wordpress.com/2013/09/16/comiczine-xier/> [7. August 2016]
- Herzer, Manfred (2001): Magnus Hirschfeld. Leben und Werk eines jüdischen, schwulen und sozialistischen Sexologen. 2. Auflage, Hamburg: MännerschwarmSkript-Verlag.
- Hill, Andreas (2010): Soziale Umwelt und sexuelle Identitätsbildung. In: Duttge, Gunnar; Engel, Wolfgang; Zoll, Barbara (Hrsg.). Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm. Göttinger Schriften zum Medizinrecht, Bd. 10. Göttingen: Universitätsverlag, S. 35–52.
- Hiort, Olaf (2007): Störungen der Geschlechtsentwicklung: Konsequenzen der neuen Nomenklatur und Klassifikation. Ergebnisse der Chicago Konsensus Konferenz 2005. In: Zeitschrift für Sexualforschung 7/2007, S. 99–106.
- Hirschauer, Stefan (1993): Die soziale Konstruktion der Transsexualität. Über die Medizin und den Geschlechtswechsel. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Insee: Institut national de la statistique et des études économiques (2015). Online: http://www.insee.fr/fr/themes/tableau.asp?ref_id=NATTEFo2327 [7. August 2016]
- ILGA, International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association (2016). Online: www.ilga.org [7. August 2016]
- Irlé, Katja (2014): Das Regenbogenexperiment. Sind Schwule und Lesben die besseren Eltern? Weinheim: Beltz.
- Kelle, Udo; Kluge, Susann (2010): Vom Einzelfall zum Typus. Fallvergleich und Fallkontrastierung in der qualitativen Sozialforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Krättli, Nicole; Vetterli, Martin (2014): Homosexualität, «Hirnlappen, der verkehrt läuft». In: Beobachter 12/2014 vom 13. Juni 2014. Online: http://www.beobachter.ch/justiz-behoerde/buerger-verwaltung/artikel/homosexualitaet_hirnlappen-der-verkehrt-laeuft/ [7. August 2016].
- Krell, Claudia; Oldemeier, Kerstin (2015): Coming-out – und dann ...?! Ein DJI-Forschungsprojekt zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen, bisexuellen und trans* Jugendlichen und jungen Erwachsenen. München. Online: http://www.dji.de/fileadmin/user_upload/bibs2015/DJI_Broschuere_ComingOut.pdf [7. August 2016]
- Kraushaar, Elmar (Hrsg.) (1997): Hundert Jahre schwul. Eine Revue. Berlin: Rowohlt.
- Kraushaar, Elmar (1997): Das Ende der Gewissheit. In: Kraushaar, Elmar (Hrsg.): Hundert Jahre schwul. Eine Revue. Berlin: Rowohlt, 1997, S. 11–21.

- Kraushaar, Elmar (1997): Unzucht vor Gericht. In: Kraushaar, Elmar (Hrsg.): Hundert Jahre schwul. Eine Revue. Berlin: Rowohlt, S. 60–68.
- Kuby, Gabriele (2006): Die Gender Revolution. Relativismus in Aktion. Kisslegg: fe-medienverlag.
- Langer, Anette (2008): Papst-Rede schockiert Schwule. In: Spiegel online vom 23.12.2008. Online: <http://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/0,1518,598189,00.html> [7. August 2016]
- Linzer Marktinstitut (2013): Familien, Kinder und Jugendliche im gesellschaftlichen Wandel. Der Standard, 3. November 2013. Online: <http://derstandard.at/1381370702708/Mehrheit-will-Ehe-und-Adoption-fuer-Homosexuelle> [7. August 2016]
- LOS und pinkcross (2010): Pressecommuniqué aufgrund der Umfrage Isopublic, Bern. Online: <http://www.los.ch/de/component/content/article?id=150:pressecommuniqué-der-los-und-pink-cross> [7. August 2016]
- Mahdjoubi, Ali (2003): Homosexualität in islamischen Ländern am Beispiel Iran. In: Bochow, Michael; Marbach, Rainer (Hrsg.). Homosexualität und Islam. Hamburg: MännerschwarmSkript-Verlag, S. 85–98.
- Matte, Nicholas; Devor, Aaron H.; Vladicka, Theresa (2009): Nomenclature in the World Professional Association for Transgender Health's Standards of Care: Background and Recommendations. In: International Journal of Transgenderism 11/2009, S. 42–52.
- Marina, S.; Marina, D.; Marina, F.; Fosas, N.; Galiana, N.; Jové, I. (Hrsg.) (2010): Sharing Motherhood: Biological Lesbian Co-Mothers, a new IVF Indication. In: Human Reproduction; Vol. 25/ 2010 S. 938 – 941. Online: <http://humrep.oxfordjournals.org.ludwig.lub.lu.se/content/25/4/938.full.pdf+html> [7. August 2016]
- Mécary, Caroline (2010): Le PaCS. Paris: Delmas.
- Money, John (1994): Zur Geschichte des Konzepts Gender Identity Disorder. Zeitschrift für Sexualforschung. Stuttgart: Thieme, 7/1994, S. 20–34.
- Müller-Götzmann, Christian (2009): Artificielle Reproduktion und gleichgeschlechtliche Elternschaft. Eine arztrechtliche Untersuchung zur Zulässigkeit fortpflanzungsmedizinischer Massnahmen bei gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Berlin: Springer.
- Nationale Ethikkommission (2012): Zum Umgang mit Varianten der Geschlechtentwicklung. Ethische Fragen zu «Intersexualität». Stellungnahme Nr. 20. Bern. Online: http://www.nek-cne.ch/fileadmin/nek-cne-dateien/Themen/Stellungnahmen/NEK_Intersexualitaet_De.pdf [7. August 2016]
- Nay, Yv Eveline (2016): Was sagt die Wissenschaft zu «Regenbogenfamilien»? Eine Zusammenschau der Forschung. Basel. Online: <https://genderstudies.unibas.ch/nc/zentrum/personen/profil/eigene-seiten/person/nay/content/publikationsliste-1> [7. August 2016]
- Newcomb, Michael E.; Mustanski, Brian (2010): Internalized homophobia and internalizing mental health problems: A meta-analytic review. In: Clinical Psychology Review. Volume 30, Issue 8, December 2010. S. 1019–1029.
- Parlamentarische Initiative 13.468, eingereicht von der Grünliberalen Fraktion, 5.12.2013. Online: <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20130468> [7. August 2016]
- Parlamentarische Initiative 13.407, eingereicht von Mathias Reynard, 7.3.2013. online <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/suche-curia-vista/geschaefft?AffairId=20130407> [7. August 2016]

- PartG: Bundesgesetz vom 18. Juni 2004 über die eingetragene Partnerschaft gleichgeschlechtlicher Paare. Online: http://www.admin.ch/ch/d/sr/c211_231.html [7. August 2016]
- Patterson, Charlotte J. (1995): Lesbian mothers, gay fathers, and their children. In: D’Augelli, Anthony R.; Patterson, Charlotte J. (Hrsg.). *Lesbian, Gay and Bisexual Identities Over the Lifespan: Psychological Perspectives*. New York: Oxford University Press, S. 262–290.
- Plett, Konstanze (2010): Begrenzte Toleranz des Rechts gegenüber individueller sexueller Identität. In: Duttge, Gunnar; Engel, Wolfgang; Zoll, Barbara (Hrsg.). *Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm*. Göttinger Schriften zum Medizinrecht, Bd. 10. Göttingen: Universitätsverlag, S. 53–67.
- Rauchfleisch, Udo (2011): *Schwule. Lesben. Bisexuelle. Lebensweisen, Vorurteile, Einsichten*. 4. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rauchfleisch, Udo (2016): *Transsexualität – Transidentität: Begutachtung, Begleitung, Therapie*. 5. Aufl., Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rizzo, Domenico (2007): Öffentlichkeit und Schwulenpolitik seit dem Zweiten Weltkrieg. In: Aldrich, Robert (Hrsg.): *Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität*. Hamburg: Murmann, S. 197–222.
- Rupp, Marina (Hrsg.) (2009): *Die Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebensgemeinschaften*. Köln: Bundesanzeiger.
- SBK Schweizerische Bischofskonferenz (2015). Themendossier Homosexualität. 20. August 2015. Online: <http://www.bischoefe.ch/dokumente/dossiers/homosexualitaet> [7. August 2016]
- Schwenzer, Ingeborg (2013): Zeitgemässes kohärentes Zivil-, insbesondere Familienrecht. Gutachten zum Postulat 12.3607 Fehr. Online: <https://www.bj.admin.ch/dam/data/bj/aktuell/veranstaltungen/familienrecht/gutachten-schwenzer-d.pdf> [7. August 2016]
- Schweizer, Katinka (2010): Grundlagen der psychosexuellen Entwicklung und «ihrer Störungen». In: Duttge, Gunnar; Engel, Wolfgang; Zoll, Barbara (Hrsg.). *Sexuelle Identität und gesellschaftliche Norm*. Göttinger Schriften zum Medizinrecht, Bd. 10. Göttingen: Universitätsverlag, S. 11–34.
- Schwules Netzwerk NRW (Hrsg.) (2005): *Lambda will’s wissen. Befragung zur Lebenssituation von lesbischen, schwulen und bisexuellen Jugendlichen in NRW*. Köln: Schwules Netzwerk NRW.
- Seiner, Sebastian (2012): «Ein Haustier ist doch etwas Sympathisches». In: *Tagesanzeiger*. 14.12.2012 <http://www.tagesanzeiger.ch/panorama/vermishtes/Ein-Haustier-ist-doch-etwas-Sympathisches/story/27268768> [7. August 2016]
- Sibalis, Michael (2007): Die männliche Homosexualität im Zeitalter der Aufklärung und der Französischen Revolution, 1680–1850. In: Aldrich, Robert (Hrsg.). *Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität*. Hamburg: Murmann, S. 103–124.
- Sigusch, Volkmar (2008): *Geschichte der Sexualwissenschaft*. Frankfurt a. M.: Campus.
- SP Schweiz (o. J.): *Fachkommission sexuelle Orientierung und Geschlechtsidentität*. Online: https://www.sp-ps.ch/de/no_active_menu_item_found/fachkommission-sexuelle-orientierung-und-geschlechtsidentitaet [7. August 2016]
- Stacey, Judith; Biblarz, Timothy (2010): How does the Gender of Parents Matter? In: *Journal of Marriage and Family*. Vol. 72, 2010, S. 3–22.

- Stacey, Judith; Biblarz, Timothy (2001): (How) Does the Sexual Orientation of Parents Matter? In: American Sociological Review. Vol. 66, 2001. S. 159–183.
- Stauffer, Beat (2016): «Schlimmer, als die Pest zu haben». Homosexualität in Tunesien. NZZ-Feuilleton vom 25.7.2016. Online: http://www.nzz.ch/feuilleton/schauplatz/homosexuelle-in-tunesien-schlimmer-als-die-pest-zu-haben-ld.107290?mktcid=nled&mktcval=107_2016-7-24 [7. August 2016]
- Storkklinik (2016). Online: <http://de.storkklinik.dk/551/stork-klinik-geschichte>. [7. August 2016]
- Strauss, Anselm; Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory: Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Tamagne, Florence (2007): Das homosexuelle Zeitalter, 1870–1940. In: Aldrich, Robert (Hrsg.). Gleich und anders. Eine globale Geschichte der Homosexualität. Hamburg: Murmann, S. 167–196.
- Vatikan (2005): Instruktion über Kriterien zur Berufungsklä rung von Personen mit homosexuellen Tendenzen im Hinblick auf ihre Zulassung für das Priesteramt und zu den heiligen Weihen. Rom. Online: http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccatheduc/documents/rc_con_ccatheduc_doc_20051104_istruzione_ge.html [7. August 2016]
- Vatikan (2003): Kongregation für die Glaubenslehre. Erwägungen zu den Entwürfen einer rechtlichen Anerkennung der Lebensgemeinschaften zwischen homosexuellen Personen. Rom. Online: http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20030731_homosexual-unions_ge.html [7. August 2016]
- Vatikan (1997): Katechismus der Katholischen Kirche. Rom. Online: www.vatican.va/archive/DEU0035/_INDEX.HTM [7. August 2016]
- Volksinitiative 13.085 «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe». Online: <https://www.parlament.ch/de/ratsbetrieb/amtliches-bulletin/amtliches-bulletin-die-verhandlungen?SubjectId=30510> [7. August 2016]
- Volksinitiative 14.092 «Schutz vor Sexualisierung in Kindergarten und Primarschule». Online: <https://www.admin.ch/ch/d/pore/vi/vis432.html> [7. August 2016]
- Von Krafft-Ebing, Richard (1997): Psychopathia sexualis. München: Matthes und Seitz (Original 1886).
- WHO, Weltgesundheitsorganisation (2011): ICD-10, Internationale statistische Klassifikation der Krankheiten und verwandter Gesundheitsprobleme, 10. Revision, Version 2011. Online: <http://www.dimdi.de/static/de/klassi/diagnosen/icd10/htmlamtl2011/index.htm> [7. August 2016]
- Wang, Jen; Häusermann, Michael; Wydler, Hans; Mohler-Kuo, Meichun; Weiss, G. Mitchell (2012): Suicidality and sexual orientation among men in Switzerland: Findings from 3 probability suveys. Journal of Psychiatric Research 10/1016, April 2012.
- WPATH, World Professional Association for Transgender Health (2012): Standards of Care. Versorgungsempfehlungen für die Gesundheit von transsexuellen, transgender und geschlechtsnichtkonformen Personen. 7. Version 2012. Online: <http://intra-beratung.org/Standards%20of%20Care.pdf> [7. August 2016]
- Ziegler, Andreas R.; Bertschi, Martin; Curchod, Alexandre; Herz, Nadja; Montini, Michel (2007): Rechte der Lesben und Schwulen in der Schweiz. Eingetragene Partnerschaft, faktische Lebensgemeinschaft, Rechtsfragen zur Homosexualität. Bern: Stämpfli.

Filme

- Abstimmungsarena Partnerschaftsgesetz. Schweizer Fernsehsendung vom 6.5.2005. Online:
[http://www.srf.ch/play/tv/suche?query=Abstimmungsarena Partnerschaftsgesetz](http://www.srf.ch/play/tv/suche?query=Abstimmungsarena+Partnerschaftsgesetz) [7. August 2016]
- Arena: Homo-Ehe, Homo-Adoption – brauchen wir das wirklich? Schweizer Fernsehsendung vom 27.2.2015. Online: <http://www.srf.ch/play/tv/arena/video/arena-homo-ehe-homo-adoption-brauchen-wir-das-wirklich?id=134f9e61-608e-4e48-9cao-832ed84dae44> [7. August 2016]
- Haupt, Stefan (2014): Der Kreis. Liebe ist kein Verbrechen. Zürich: Elite Film AG.
- Leben live: Leben mit zwei Vätern. Schweizer Fernsehsendung vom 22.2.2008. Online:
<http://www.srf.ch/player/tv/leben-live/video/ein-maedchen-zwei-vaeter?id=63386009-936f-46e0-8d66-2af8e045001c> [7. August 2016]
- Reporter: Wenn Schwule Kinder kriegen. Schweizer Fernsehsendung vom 30.3.2014 Online:
<http://www.srf.ch/sendungen/reporter/wenn-schwule-kinder-kriegen> [7. August 2016]
- Reporter: Mama lesbisch, Papa schwul. Wenn Homosexuelle Familien gründen. Schweizer Fernsehsendung vom 16.6.2010. Online: <http://www.srf.ch/play/tv/reporter/video/mama-lesbisch-papa-schwul-wenn-homosexuelle-familien-gruenden?id=ba530bd7-c1e9-4bfd-8d2f-41397980b7ed> [7. August 2016]
- Schweiz aktuell: Gleichgeschlechtliche Paare fordern gleiche Elternrechte. Schweizer Fernsehsendung vom 3. Juni 2009. Online: <http://www.srf.ch/play/tv/schweiz-aktuell/video/gleichgeschlechtliche-paare-fordern-gleiche-elternrechte?id=584b2c08-b341-41b3-8810-79bb8b2fa7cc> [7. August 2016]
- Tagesschau: Schweizer Fernsehsendung vom 13.12.2012. Online: <http://www.srf.ch/news/schweiz/nationalrat-sagt-ja-zu-stiefkindadoption-durch-homosexuelle> [7. August 2016]
- Telearena: Schweizer Fernsehsendung vom 11.4.1978. Online: <http://www.srf.ch/play/tv/archivperlen/video/telearena-zum-thema-homosexualitaet?id=9efa6fd3-52f2-42df-853d-629121524d10> [7. August 2016] und http://www.srf.ch/play/tv/me_gipfelstuermer/video/telearena-zum-thema-homosexualitaet-und-sendungsabbruch?id=16a4f14e-9d38-4c8e-addd-4882cd88f76d [7. August 2016]
- Wartmann, Thomas (2006): Between the Lines. Indiens drittes Geschlecht. DVD.

Gerichtsentsehide

- BGE: Bundesgerichtsentscheid 141 III 312, Bundesgericht Lausanne, 21. Mai 2015. Online:
<http://www.bger.ch/index/jurisdiction/jurisdiction-inherit-template/jurisdiction-recht/jurisdiction-recht-leitentscheide1954.htm> [7. August 2016]
- BGE: Bundesgerichtsentscheid 137 I 86, Bundesgericht Lausanne, 15. September 2010. Online:
www.servat.unibe.ch/fallrecht/c1137086.html [7. August 2016]
- BGE: Bundesgerichtsentscheid 119 II 264, Bundesgericht Lausanne, 3. März, 1993. Online:
www.servat.unibe.ch/dfr/c2119264.html [7. August 2016]
- BGH: Bundesgerichtshof XII ZB 15/15, Bundesgericht Karlsruhe, 20. Mai 2016. Online:
<http://juris.bundesgerichtshof.de/cgi-bin/rechtsprechung/document.py?Gericht=bgh&Art=en&nr=74985&pos=0&anz=1> [7. August 2016]

BVerG, Bundesverfassungsgerichtsentscheid Karlsruhe, 11. Januar 2011. Online: http://www.bundesverfassungsgericht.de/entscheidungen/rs20110111_1bvr329507.html [7. August 2016]

BVerfG, Bundesverfassungsgerichtsentscheid Karlsruhe, 27. Mai 2008. Online: http://www.bverfg.de/e/ls20080527_1bv001005.html [7. August 2016]

BVerG, Bundesverfassungsgerichtsentscheid, Karlsruhe 17. Juli 2002. Online: http://www.bundesverfassungsgericht.de/entscheidungen/ls20020717_1bvfo00101.html [7. August 2016]

BVerG, Bundesverfassungsgerichtsentscheid, Karlsruhe, 10. Mai 1957. Online: <http://www.servat.unibe.ch/dfr/bvoo6389.html> [7. August 2016]

EAZW, Eidgenössisches Amt für Zivilstandswesen: Rechtsauskunft vom 1. Februar 2012 betreffend Transsexualität. COO.2180.109.7/68501/999.3/2011/00082. Online: <https://www.bj.admin.ch/dam/data/bj/gesellschaft/zivilstand/dokumentation/praxis/praxis-2012-02-01-f.pdf> [7. August 2016]

EGMR, Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte: Rechtssache Hamalainen vs. Finnland, 37359/09 vom 16. Juli 2014. Online: <http://hudoc.echr.coe.int/sites/fra-press/pages/search.aspx?i=003-4821870-5880860>

EGMR, Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte: Rechtssache X. u. a. vs. A, 19010/07 vom 19. Februar 2013. Online: [http://hudoc.echr.coe.int/sites/eng/pages/search.aspx?i=001-116735#{"itemid":\["001-116735"\]}](http://hudoc.echr.coe.int/sites/eng/pages/search.aspx?i=001-116735#{)

EGMR, Europäischer Gerichtshof für Menschenrechte: Rechtssache Gas et Dubois vs. France, 25951/07 vom 15. März 2012. Online: <http://eclj.org/Releases/Read.aspx?GUID=d15a18dd-5d47-436e-a592-fa8317553b6a>

EGMR, Rechtssache E.B. vs. France, 43546/02 vom 22. Januar 2008. Online: [http://hudoc.echr.coe.int/sites/fra/pages/search.aspx?i=001-84569#{"itemid":\["001-84569"\]}](http://hudoc.echr.coe.int/sites/fra/pages/search.aspx?i=001-84569#{)

Landgericht Köln: Urteil vom 12. August 2009, Az. 25 O 179/07. Online: http://www.justiz.nrw.de/nrwe/lgs/koeln/lg_koeln/j2009/25_O_179_07schlussurteil20090812.html

Landgericht Nürnberg-Fürth: Urteil vom 17.12.2015, Az. 4 O 7000/11. Online: <http://www.gesetze-bayern.de/Content/Document/Y-300-Z-BECKRS-B-2015-N-20775?hl=true&AspxAutoDetectCookieSupport=1>

Supreme Court, US: Lawrence v. Texas, 539 U.S. 558 (2003). Online: <https://supreme.justia.com/cases/federal/us/539/558/case.html> [7. August 2016]

Supreme Court, US: Obergefell v. Hodges, 14-556 vom 26. Juni 2015. Online: https://www.supremecourt.gov/opinions/14pdf/14-556_3204.pdf [7. August 2016]

VfGH, Verfassungsgerichtshof: G119/2014 ua Wien, 11. Dezember 2014. Online: https://www.ris.bka.gv.at/Dokumente/Vfgh/JFT_20141211_14G00119_00/JFT_20141211_14G00119_00.html [7. August 2016]

VfGH, Verfassungsgerichtshof: B 1405/10-11 Wien, 22. September 2011. Online: http://www.vfgh.gv.at/cms/vfgh/site/attachments/2/9/9/CH0003/CMS1321000454659/eingetragene_partnerschaft_-_heterosexuelles_paar_b1405-10.pdf [28. Dezember 2015] oder: Rechtsinformationssystem Bundeskanzleramt Österreich: Rechtssatz des Verfassungsgerichtshofs vom 22.9.2011. Online: https://www.ris.bka.gv.at/VfghEntscheidung.wxe?Abfrage=Vfgh&Dokumentnummer=JFT_09889078_10B01405_00&IncludeSelf=True&ShowPrintPreview=True [7. August 2016]

Zürcher Obergericht Entscheid NC 090012/U Zürich: 1. Februar 2011. Online: http://www.gerichte-zh.ch/fileadmin/user_upload/entscheide/oeffentlich/NC090012.pdf [7. August 2016]

Autorin

Ursula Christen, lic. phil. I, Studium in Sozialer Arbeit, Soziologie und Rechtswissenschaft; dipl. Sozialarbeiterin; dipl. Erwachsenenbildnerin und didaktischer Ausweis als europäische Fachhochschuldozentin; CAS Wissenschaftsjournalismus. Unterrichtete von 1998 bis 2005 Soziologie an mehreren Hochschulen und gab Kurse in der Erwachsenenbildung für Stellensuchende und für Menschen mit Rechtschreibschwächen. Weitere berufliche Praxiserfahrungen in der offenen und stationären Jugendarbeit sowie in der Betreuung älterer, behinderter und psychisch kranker Menschen. Seit 2005 an der HES-SO Wallis, Hochschule für Soziale Arbeit tätig mit den Schwerpunkten Gender, Sexualität, soziale Ungleichheit, sozialer Wandel und kritisches Denken. Sie ist Mitglied in der Redaktionsgruppe sozialaktuell und schreibt Rezensionen von Fachbüchern für das Online-Netzwerk socialnet.de.